

Alwine Bruggisser (1855-1929) : "Aus meiner Jugend und Werdezeit"

Autor(en): **Bruggisser, Alwine**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft
Freiamt**

Band (Jahr): **69 (2001)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1046236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alwine Bruggisser (1855–1929) «Aus meiner Jugend und Werdezeit»

Einführung

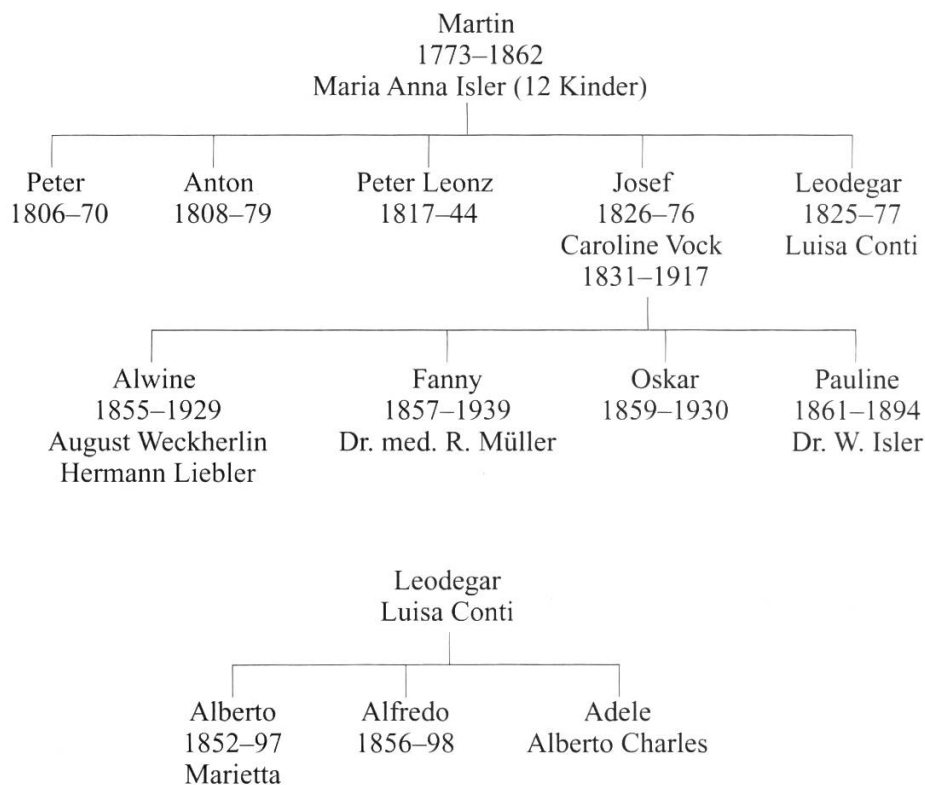
Jeder Mensch trägt in sich Eindrücke und Erinnerungen, die er abrufen kann, wenn ein innerer oder äusserer Anstoss ihn dazu bewegt. Unser Gedächtnis filtert allerdings und kann auch trügen. Wenn bedeutende Personen oder solche, die sich dafür halten, Memoiren schreiben oder schreiben lassen, die zum vornherein für die Veröffentlichung berechnet sind, ist in Bezug auf den Wahrheitsgehalt Vorsicht geboten. Alwine Bruggisser dachte bestimmt niemals an eine Publikation ihrer Erinnerungen. Man darf vermuten, dass sie sich nicht zufällig in den Kriegsjahren 1914/15 in Stuttgart intensiv in ihre Jugendzeit zurückversetzte, um für ihren Sohn Alfred Weckherlin und ihre beiden Enkel Hans und Wolfgang zu berichten, wie es war, «ehe der Sturm des Lebens die Blüte geknickt hatte», wie sie in der Einleitung formuliert. Erinnerung wurde für sie, die nunmehr 60-Jährige, eine mächtige innere Kraft in schwerer Zeit. Darauf wird im Nachwort zurückzukommen sein.

Die Aufzeichnungen umfassen die Jahre 1855 bis 1877, die ersten 22 Lebensjahre also; Orte der «Handlung» sind Wohlen, Aarau, Lausanne, Wildegg und Florenz. Um einem falschen Eindruck vorzubeugen, muss darauf hingewiesen werden, dass Alwine Bruggissers Werdegang, vor allem ihre bemerkenswerte Ausbildung, keinesfalls den damaligen Normalfall darstellt. Alwine wurde in eine Familie hineingeboren, die zur Wohler Oberschicht gehörte. Ihr Grossvater Martin Bruggisser gilt als der Gründer der Firma, die später seinen Namen trug. Schon zu seinen Lebzeiten nahm der Handel mit Strohartikeln einen enormen Aufschwung; die Zeit der Garnituren,



1830–1870, war die Glanzperiode der Heimindustrie. Als Martin Bruggisser 1852 starb, betrug das Firmenkaptal 215 000 Franken, der Gewinn 150 000 Franken. Zum Vergleich: Wer 1840 ein Vermögen von 60 000 Franken besass, galt als reich, wer 2000 Franken für sein Hauswesen verwenden konnte, als wohlhabend; ein Gemeindegchullehrer verdiente jährlich 250 bis 300 Franken bei freier Wohnung. Nach dem Tode seines Vaters betrug die Kapitalbeteiligung Josef Bruggissers, Alwines Vater, 33 104 Franken, im Jahr ihrer Geburt 1855 waren es 83 000 Franken und 1875 431 000. Damit gehörte er zu den reichsten Wohler Bürgern. Den Gewinn der Firma teilten die vier Brüder Peter, Anton, Josef und Leodegar mit Anteilen von etwa 20 bis 25 Prozent.

Vereinfachter Stammbaum



Der bedeutendste der Brüder war Peter, bekannt weit über Wohlten und den Aargau hinaus. Nach dem Studium der Jurisprudenz in München, Heidelberg und Freiburg i. Breisgau wurde er Teilhaber in der väterlichen Firma. Als liberaler Politiker war er an der Staatsumwäl-

zung von 1830 beteiligt. Die Liste der Ämter, die er bekleidete, ist lang: Er war unter anderem 27 Jahre lang Grossrat (fünfmal Präsident); Tagsatzungsgesandter und 18 Jahre Nationalrat (siehe auch Anmerkung 2). Offenbar waren die Kontakte der Familie Josefs zu der seines Bruders Peter nicht sehr eng; Peter war 20 Jahre älter und im Postkutschenzeitalter aufgrund seiner Tätigkeit wohl meistens abwesend.

Auch über den zweitältesten Sohn Martins, Anton, berichtet Alwine nichts; auch er war Teilhaber der Firma. Dagegen waren die Beziehungen Josefs zu seinem jüngsten Bruder Leodegar sehr eng. Das führt uns nach Florenz, wo dieser liebenswürdige Onkel unserer Autorin lebte.

Bereits im Jahre 1843 sandte die Firma M.Bruggisser & Co. ihren Juniorpartner Peter Leonz Bruggisser (1817–1844) zur Einkaufsagentur Conti nach Florenz, nachdem er schon mit 18 Jahren als Verkäufer in Paris und London, einige Jahre später auch in verschiedenen deutschen Städten und in Moskau gewesen war. Schon ein Jahr später erlag er einer Brustkrankheit. Die Nachfolge trat sein Bruder Leodegar an, der sich 1851 endgültig in Florenz niederliess und sich nach der Heirat mit der Tochter Contis, Luisa, und nach der Gründung der Florentiner Filiale der M. Bruggisser & Co. in der grossen Villa seines Schwiegervaters in Poggio Casciano als Stroh- und Geflechthändler etablierte. Über das Schicksal seiner Söhne Alberto und Alfredo wird im Nachwort berichtet.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Wohlergehen der jungen Alwine. Um 1850 betrug die Einwohnerzahl 2430, 1860 2602 und 1870 2761; von den 313 Gebäuden waren um 1850 noch 76 mit Stroh gedeckt, 1870 waren es noch 52 von 409. Selbstredend gab es noch keinen elektrischen Strom und keine zentrale Wasserversorgung. 1866 übernahm die Gemeinde endlich – nachdem eine sechsjährige Garantie durch Private abgelaufen war – die Bezirksschule; drei Lehrer unterrichteten zwischen 40 und 65 Schülerinnen und Schüler. Knaben und Mädchen besuchten die Primarschule getrennt. Die Bünz

schlängelte sich in natürlichem Lauf durchs Dorf und vom Kirchturm grüsste noch die «Käsbisse». In den Firmen der Strohindustrie arbeitete man im Verlagssystem (Heimarbeit rundum und Fergger); Fabriken gab es noch nicht. Und so ist es nicht erstaunlich, dass auch die Strohherrn nebenbei noch Landwirtschaft betrieben.

AUS MEINER JUGEND UND WERDEZEIT

geschrieben während der Kriegsmonate
im Jahre 1914 bis 1915

Seit Monaten wütet in Deutschlands Grenzen der Krieg. Unverdrossen voll heiliger Begeisterung kämpfen unsere tapferen Heere gegen eine Welt von Feinden. Was sie leisten, unsere Helden, ist über alle Bewunderung erhaben. Zuversichtlich und hoffnungsvoll sehen wir dem endgültigen Sieg der deutschen Waffen entgegen.

Dass auch ich in dieser grossen, schweren Zeit an nichts anderes denken kann als an das, was sich auf den Welttheatern im Osten und Westen abspielt, liegt auf der Hand. Umsonst habe ich es mit dem Lesen versucht. Ich bin damit nicht über die ersten Seiten des Buches hinweg gekommen. Trotz meiner patriotischen Gesinnung brauche ich eine Ablenkung von den traurigen Eindrücken, die diese Kriegszeit hervorbringt, von all dem Jammer und der Trauer, die sie im Gefolge hat, und so flüchte ich denn auf Stunden zurück in meiner Jugend Paradies, indem ich niederzuschreiben versuche, was ich damals erlebt und wie ich damals empfunden habe.

Ich schreibe es nieder auch im Gedanken an Dich, mein Sohn: an meine Enkel, damit diese Blätter, wenn ich nicht mehr bin, Euch die Mutter und Grossmutter zeigen, wie sie war, ehe der Sturm des Lebens die Blüte geknickt und alle stolzen Luftschlösser in Trauer gelegt hat.

Stuttgart, im Kriegsjahr 1914

Meine Grosseltern

Am Ende des Dorfes, da, wo der Steinbach munter plätschernd durch die Wiesen rinnt, stand inmitten eines grossen, weit ausgedehnten

Baumgartens das grosselterliche Haus. Mein Vater hat es kurz vor meiner Geburt abreissen lassen in der Absicht, an seiner Stelle ein eigenes, komfortables Wohnhaus zu erstellen. Warum dieser Plan keine Verwirklichung gefunden hat, weiss ich nicht.

Mein Grossvater, Martin Bruggisser, geboren im Jahre 1773¹, war mit einer der Ersten, welche der Strohindustrie, die zu jener Zeit noch in den Windeln lag, den Weg zu ihrer Weiterentwicklung gebahnt hatten. Durch eine daneben rationell betriebene Bewirtschaftung seines grossen Bauerngutes gelangte er, trotz einer grossen Familie, die er zu ernähren hatte, zu einem für die damalige Zeit nicht unbedeutenden Wohlstand. Meine Grosseltern waren in der Gemeinde hoch angesehene Leute. Grossvater galt als Muster eines klugen, umsichtigen und gottesfürchtigen Hausvaters, und Grossmutter, Marie Anne Isler, war landauf, landab bekannt durch ihre unermüdliche Arbeitskraft und mehr noch durch ihren stark ausgeprägten Wohltätigkeitssinn. Sie erreichte das hohe Alter von 82 Jahren. Ich erinnere mich ihrer als einer blinden Greisin, die im Hause einer ihrer verwitweten Töchter lebte. Von zwölf Kindern, die sie geboren hatte, sind neun am Leben geblieben: sechs Söhne und drei Töchter. Mein Vater erblickte als Jüngster und Letzter im Jahre 1826 das Licht der Welt und erhielt in der Taufe den Namen Josef.

Die Durchschnittsbildung am Schluss des 18. Jahrhunderts war eine äusserst bescheidene. Das änderte sich am Anfang des neuen Jahrhunderts. Denn die meisten Väter hatten den Mangel einer gründlichen kaufmännischen Bildung erkannt und wollten ihren Söhnen einen Unterricht verschaffen, der sie befähigen sollte, den Konkurrenzkampf erfolgreich aufzunehmen. Unter diesen lebensklugen, weitsichtigen Vätern verdient Martin Bruggisser in erster Linie genannt zu werden.

¹ *Martin Bruggisser*: 1773–1852, Sohn des Hans Adam, Dorfmeier (1725–1812), verheiratet mit Anna Maria Isler, Mitbegründer der Firma Isler und Wohler 1812; 1830 gründet er mit Jakob Leonz Isler die Firma Martin Bruggisser u. Co., zwölf Kinder.



Johann Martin Bruggisser
1773–1852



Peter Bruggisser
1806–1870



Leodegar Bruggisser
1825–1877



Josef Bruggisser
1826–1876

Er hatte auch nichts dagegen einzuwenden, als sein zweitältester Sohn Peter² den Wunsch aussprach, zu studieren. Dieser gelangte in der Folge als Jurist zu hohem Ansehen; er vertrat 20 Jahre lang den Kanton Aargau in der Tagsatzung. Auch mit meinem Vater scheinen die Grosseltern Grosses vorgehabt zu haben, wünschten sie doch nichts heisser, als dass ihr «Benjamin» sich in den Dienst des Herren gestellt und Geistlicher geworden wäre. Nun ist mein Vater zeit seines Lebens ein Christ im wahren Sinn des Wortes gewesen, aber zum priesterlichen Beruf hat er weder Lust noch Neigung empfunden, und die Grosseltern haben ihrem Wunsch, einen «Geweihten» unter sich zu haben, entsagen müssen.

² *Johann Peter Bruggisser*: 1806–1870. Jurist und Teilhaber der väterlichen Firma. Bedeutende politische Tätigkeit: Verfassungsrat 1830 und 1840, Grossrat 1831–1858 (Präsident 1838, 1843, 1844, 1850, 1856/57) Tagsatzungsgesandter 1845, Nationalrat 1848–1866, Gerichtspräsident in Bremgarten 1831–1840, Oberrichter 1849–1851, Oberst der Justiz, Eidg. Kommissar in Nidwalden 1847. Radikaler Politiker, nach 1848 gemässigt. Massgebender Anteil an der Rechtsgesetzgebung, Förderer des Schulwesens.

Ausser einem schon vor meiner Geburt in Florenz verstorbenen Onkel³, dessen Grabstätte in der dortigen Santa Croce ich später einmal besuchen sollte, habe ich alle Onkeln und Tanten hoch respektiert, doch bin ich nur zu einem der Onkel, dem Lieblingsbruder meines Vaters, in ein inniges Verhältnis getreten. Onkel Leodigar⁴ hatte seinen Wohnsitz in Florenz. Wenn er manchmal in den Sommermonaten mit seiner schönen Frau, einer geborenen Toskanerin, und den drei bildhübschen Kindern nach Wohlen kam, hätte es notgetan, dass die Räume unseres Hauses sich geweitet hätten, um den lieben Gästen genügend Raum zu schaffen, doch die Liebe schuf Wunder: Wir brachten sie alle unter.

Im Jahre 1852 trat mein Vater⁵ als Teilhaber in die Firma M. Bruggisser & Cie. ein. Nachdem er sich nun eine gesicherte Existenz erschaffen hatte, verheiratete er sich zwei Jahre später mit meiner Mutter Caroline, geb. Vock.

Während die Wiege meines Vaters am oberen Ende der Steingasse gestanden hatte, erblickte meine Mutter das Licht der Welt im Jahre 1831 im schon damals renommierten Gasthof zum Sternen⁶, der mit seiner einen Seite als letztes Haus in die Steingasse, mit der Fassade aber auf den weiten, grossen Sternenplatz blickt. Der Gasthof ist heute noch kaum verändert, er gilt nach wie vor als behagliches Absteigequartier für Reisende mit bescheidenen Ansprüchen. In diesem Haus wuchs meine Mutter unter vielen Geschwistern auf und entwickelte sich unter der Leitung unserer vortrefflichen Grossmutter Vock zur

³ *Onkel: Peter Leonz Bruggisser*, 1817–1844, Aufenthalt in Paris und London, in Florenz tätig als Teilhaber der Firma Isler und Bruggisser, stirbt kinderlos; sein Grab befindet sich im Kreuzgang der Kirche Santa Croce in Florenz: eine Steinplatte mit deutscher Inschrift.

⁴ *Leodigar Bruggisser*: (Leodegar) 1825–1877, verheiratet mit der Florentinerin Luisa Conti; seit 1851 in Florenz, Teilhaber der Firma und Leiter des Zweiggeschäftes Martin Bruggisser und Co. in Florenz; 3 Kinder: Alberto, 1852–1897, Alfredo, 1856–1898, und Adele.

⁵ *Mein Vater: Josef Bruggisser*, 1826–1876, verheiratet mit Caroline, geb. Vock, 1831–1917, 1852 Teilhaber der Firma. Siehe Einleitung.

⁶ *Sternen*: ursprünglich «Obere Schmiede». Das Haus trägt die Jahrzahl 1789. 1826 verkaufen Leonz Dublers Erben die Liegenschaft an Josef Ulrich und Anton Vock, die das Tavernenrecht zu den «drei Sternen» erwerben, nachdem ihnen 1826 gemäss Gemeindebeschluss erlaubt worden war, den Schmiedbogen zu überbauen.

blühenden Jungfrau. Den Grossvater habe ich so wenig gekannt wie meinen Ahn väterlicherseits, er starb lange vor meiner Geburt. Nach seinem Tode hatte es Grossmutter schwer, denn es galt, Schulden zu tilgen und die zahlreiche Familie zu ernähren. Aber sie war eine tatkräftige, zielbewusste und praktische Frau, der nichts ferner lag als muffiges Sinnieren und unnützes Jammern über etwas, das nicht zu ändern war. Sie verschwendete keine Zeit an philosophische Probleme, und Hamlets langem Monolog über Sein oder Nichtsein hätte sie wohl kein Verständnis entgegengebracht. In ihren Augen gab es nur drei Dinge, die den Menschen adelten: Gottvertrauen, Arbeit und treue Pflichterfüllung. In diesen Sinne erzog sie ihre Kinder. Kein Wunder, dass die Freier sich einstellten, kaum dass die Mädchen flügge geworden. Ich war acht Jahre alt, als Grossmutter nach langem Siechtum starb. Ich erinnere mich ihrer sehr wohl. Sie war immer gütig, doch wenn es Not tat, auch recht streng. Nach ihrem Tode fehlte uns ihr Schelten über begangene Unarten ebenso wie ihr lobendes Ermuntern bei treuer Pflichterfüllung. Wir hatten dabei, wenn auch vielleicht unbewusst, das Empfinden, dass eines so treu gemeint sei wie das andere.

Einer andern guten Seele, die eng mit unsern Kindheitserinnerungen verbunden ist, möchte ich hier gedenken: der alten Lisbeth, die ein Menschenleben hindurch im «Sternen» bedienstet war; die für uns Kinder so eine Art treuen Eckarts⁷ bedeutete. Jahraus, jahrein, sommers und winters schaltete und waltete sie ihres Amtes als Köchin. Ich sehe sie noch hinter dem vergitterten Küchenfenster hantieren, einen Blick dabei auf die Strasse werfen, um eines von uns zu erblicken, denn was ihr das Jahr über an Süssem zukam, wanderte in unsere Taschen. Obst, frisches oder gedörrtes, ein Häppchen Schinken oder Wurst hatte sie immer parat. Und wenn eines von uns sich weh getan, sich geschnitten oder eine Beule geholt hatte, kamen wir zu ihr, der Lisbeth, denn die hatte für alles ein Mittelchen, das half. Sie steht bei mir im guten

⁷ *Eckart*: Anspielung auf die Ballade «Der getreue Eckart» von Johann Wolfgang von Goethe.

Andenken, und wenn ich mir das Wiedersehen im Himmel mit allen denen ausmale, die ich im Leben lieb gehabt habe, möchte ich die gute, treue Seele nicht darunter missen.

Das Elternhaus⁸

Direkt hinter dem «Sternen» steht im grossen, schönen Garten mein trautes Vaterhaus. Ein Glücksgefühl sondergleichen überkommt mich, wenn ich der sorglos heiteren Jahre gedenke, die ich darin verlebt habe. Kein Prachtbau der Grossstadt, und wäre es des Königs Schloss, vermöchte mir Ersatz zu bieten für mein traulich Vaterhaus, aber auch kein König vermöchte mir die Glückseligkeit wiederzugeben, die ich darin genossen habe. Es will mir manchmal scheinen, als ob die Menschen, mit denen ich damals verkehrt habe, Idealgestalten gewesen



⁸ *Elternhaus*: heute Haus Steingasse 1, Praxis der Dres med. dent. Roman und Benno Schmidli. Das Haus des Johann Isler brannte am 15. Juli 1848 ab. Das auf dem gleichen Areal neu erbaute Haus erwarb Josef Bruggisser 1857.

wären, wie sie das Leben doch nur selten bietet. Es war ja nur mein eigenes Glücksempfinden, meine eigene Genussfähigkeit, die mir die Kindheit, alles, was damit zusammenhängt, so unsagbar schön gestaltet haben. Vielleicht muss auch der Umstand dazu beigetragen haben, dass meine Eltern in unserer Anwesenheit nie ein unfreundliches Wort über einen Mitmenschen äusserten, dass wir von früh auf älteren Leuten gegenüber zum grössten Respekt, gegen Altersgenossen zu weitgehendster Duldsamkeit erzogen wurden.

So wenig anspruchsvoll das Äussere des Hauses ist, so begrenzt im Raume, umso praktischer und gediegener ist die innere Ausstattung, und wenn ich heute einen Vergleich ziehe zwischen den modernen Stadtwohnungen, die ich seither innegehabt habe, und der einfachen Einrichtung meines Vaterhauses, muss ich dieser den Vorzug geben, denn hier gibt es keine Zieröfen, die dem Auge schmeicheln und den Dienst versagen, wenn ihre Zeit gekommen ist, und kein Herd, von dem es heisst, dass er nicht brenne, weil eben die Sonne auf den Kamin scheint oder ein missliebiger Wind weht. Und dann die Keller, welche Prachtgelasse mit den vielen Fässern, den Hurden voll Obst und Kartoffeln, den Töpfen und Flaschen von Eingemachtem.

Von dem mit Steinfliesen bedeckten Gang führt rechter Hand eine Tür in das heimelige Wohnzimmer, in welchem viele Bilder lieber Heimgegangener von den Wänden grüssen. Da hängt das Ölgemälde meines unvergesslichen verewigten Vaters. Stundenlang stehe ich bei meinen jeweiligen Besuchen vor diesem Bild, Zwiesprache haltend mit dem Heimgegangenen, der uns Kindern so viel Liebe gegeben zeit seines Lebens und uns ein so schönes Heim geschaffen.

In den linker Hand gelegenen Empfangszimmern, die gemütlich, aber ohne Berücksichtigung eines Stiles eingerichtet sind, fallen zwei Dinge sofort ins Auge. Eine wundervolle Kopie der Raphaelschen Madonna della Sedia im massiven schweren Goldrahmen, ein Hochzeitsangebinde der Florentiner Verwandten meiner Eltern, und auf einer Konsole die Nachahmung eines anderen Kunstwerkes: Aphrodite, dem Meere entsteigend, von Meisterhand in Marmor gemeisselt.

Im oberen Stock liegen die Schlafzimmer, darunter mein eigenes heimeliges Mädchenstübchen, in dem ich so manchen schönen Traum geträumt, so manch bittere Träne geweint habe, denn auch nicht die sonnigste und glücklichste Jugend schützt vor solchen, und es ist gut so. Wohl denjenigen, denen auch im späteren Leben Tränen geblieben sind, gibt es doch gar viele enttäuschte, verbitterte Menschenkinder, denen kein erleichternder Tränenstrom mehr hinweghilft über schwere, allerschwerste Stunden.

Schade, dass ich nicht das geringste Talent zum Komponieren habe, sonst hätte ich mich schon längst an einer Gartensinfonie versucht, da ich mit dem geschriebenen Wort die Schönheit unseres Gartens nicht genügsam schildern kann. Hundertjährige Tannen, alte Kastanien, hochstämmige Obstbäume bieten im Sommer Schatten genug; vor dem Haus aber, den Sonnenstrahlen direkt ausgesetzt, entfalten Granatbäume und Oleander ihre prächtigen Blüten, und von den Beeten entsteigt köstlicher Rosenduft. Eine grosse, von Schlingrosen umwachsene Veranda, die von den Eltern zu einer Zeit erstellt wurde, als das Haus sich für die vielen Gäste als zu klein erwies, ladet namentlich an kühleren Tagen zum Verweilen ein. Unfern davon singt der Brunnen sein monotones Lied, während der daneben stehende Frühapfelbaum seine Äste wohligh in der Sonne dehnt und der Blutbuche rotes Laub in ihren Strahlen wie Gold erglänzt und selbst der alte, morsche Haselstrauch, unter dem so viel junges Leben tollte, wie verjüngt, von der Sonne Glut seine grünen Blätter schüttelt.

Kindheit

Ob mein Vater wohl sehr enttäuscht war, als ihm die kleine kugelrunde Crescenz, die als weise Frau ihres Amtes in der Gemeinde waltete, die Geburt eines Töchterchens verkündete? Wahrscheinlich, denn welcher Vater setzt nicht seine Hoffnung auf einen Stammhalter als Erstgeborenen der Familie! Keinesfalls aber hat er es mich je empfinden

lassen, hat mich im Gegenteil zeit seines Lebens mit unverdienter in-
niger Liebe umgeben, wie auch er mir stets als Vorbild galt für Män-
nertugend und Manneswert.



Alwine Weckherlin
geb. Bruggisser
als Kind



Alwine Weckherlin
geb. Bruggisser
als junges Mädchen

Im Nachbarhause, in dem
meine Eltern nach der Verhei-
raturung ein paar Jahre gewohnt
hatten, habe ich das Licht der
Welt erblickt, während meine
drei Geschwister im eigenen,
nebenan gelegenen Hause ge-
boren wurden. Zwei Jahre
nach mir erschien eine Schwes-
ter, die den Namen Fanny⁹ er-
hielt, und erst als drittes Kind
kam der heiss ersehnte Sohn
Oscar und als letztes dann im

Jahre 1861 meine Pauline, ein zartes, feines Kind.

Ich soll ein sehr kräftiges, gesundes Kind und als solches wohl auch
recht übermütig und unartig gewesen sein. Es war jedenfalls zu mei-
nem Heil, dass meine Eltern
sich entschlossen, mich schon
mit fünf Jahren der Schule
anzuvertrauen, denn Schaden
hat es mir nicht gebracht, und
ich bin weder bleichsüchtig
noch nervös davon geworden.

Bereits mit sechs Jahren
schrieb ich meinen Eltern auf
prächtigen goldumränderten
Bogen den ersten Neujahrs-
glückwunsch. Es knüpfen sich



Fanny Bruggisser,
Schwester von Alwine,
verheiratet mit
Dr. Roman Müller,
Arzt in Wohlen



Oskar Bruggisser,
Bruder von Alwine,
1859–1930

⁹ Fanny: Die vier Kinder Alwine (1855), Fanny (1857), Oscar (1859), Pauline (1861).

für mich nur freundliche Erinnerungen an die Schulzeit in Wohlen. In einer Dorfschule, wo Buben und Mädchen aus allen Ständen sich zusammenfinden, herrscht ein recht demokratischer Ton, da gilt ohne Ansehen der Person wirklich nur das Können, und die guten Noten kommen denen zu, die sie auch wirklich verdienen. Allzu viele Anforderungen wurden nicht gestellt, und es durfte einem bei einigem Fleiss nicht bange sein auf die gedruckten Kataloge¹⁰, welche die Noten eines jeden Schülers enthielten und am Ende des Schuljahrs an alle Familien verschickt wurden. Diese Sitte ist längst und nicht mit Unrecht in Wegfall gekommen, denn so anspornend das für begabte, fleissige Kinder sein mag, die guten Noten gleichsam in alle Häuser getragen zu sehen, so niederdrückend ist es für andere, bei denen nicht immer Faulheit allein, oft auch Talentlosigkeit Schuld an den schlechten Noten tragen. Meine Hauptfreundin aus jener Zeit war Lina Müller¹¹ aus der Apotheke. Wir waren zusammen in der Klasse, arbeiteten zusammen, schmiedeten goldene Pläne für eine goldene Zukunft, tauschten unsere kindlichen Ansichten nur über unwichtige Dinge und waren unzertrennlich. Auch die Mussestunden verlebten wir gemeinschaftlich. Am liebsten hielten wir uns im winzig kleinen, an der Bünz gelegenen Gärtchen der Apotheke auf, von dem aus ein paar Stufen uns hinunter direkt ins Wasser führten. Oft zogen wir, noch als grosse Mädchen, sobald wir uns unbeobachtet wussten, Schuhe und Strümpfe aus und waten mit hochgehobenen Röcken, Krebse und Muscheln suchend und allerlei Unsinn treibend, durch das Wasser. Ich kann mich nie dieser heimlichen Wasservergnügungen erinnern, ohne meiner Genossin zu gedenken, die, einmal beinah Atheistin geworden, nach langem Hin- und Herschwanken im Alter von 25 Jahren ins Kloster eingetreten ist und heute im Wunderland Indien in der Stellung als Oberin in einem unter englischem Schutze stehenden Spital wirkt. Ob sie im Sonnen-

¹⁰ *Kataloge*: Es handelt sich um den «Schlussbericht der Schulen in Wohlen für das Schuljahr 1863/64, ausgegeben von J. Nietlispach, Rector der Bezirksschule».

¹¹ *Lina Müller*: 1855–1890, Tochter des Apothekers Johann Baptist Müller, der von seinen Brüdern 1856 das 1845 erbaute Haus an der Bünz gekauft hatte. Heute Apotheke Dr. Andreas Külling, Zentralstrasse 29.

Namen der Schülerinnen.	Fortschritt.											Rang.			
	Rechtionslehr.	Lesen u. Grfl.	Sprachlehre.	Memoriren.	Aussag.	Kopfrechnen.	Zifferrechnen.	Schönhschreib.	Zeichnen.	Gesang.	Weibl. Arb.		Schulbesuch.	Kreiß.	Beurtheil.
3. Klasse.															
51. Breitschmid, Josephine	2	2	2	2		1	2	2	2	2	2	2	2	3	3
52. Felsenau, Marie	2	3	2	3		3	2	2	2	2	3	1	3	3	3
53. Hübscher, Magdalena	2	2	2	3		2	2	3	3	3	2	2	2	2	3
54. Isler Marie	2	2	2	2		2	2	2	2	2	1	2	2	2	2
55. Käppelt, Luise	2	2	2	2		2	2	2	2	2	3	2	2	2	2
56. Kuhn, Anna	3	3	3	2		3	2	2	2	2	3	3	2	2	2
57. Kuhn, Marie	2	2	2	2		3	2	2	2	2	3	2	2	2	2
58. Lüthi, Emilie	1	1	1	1		1	1	2	2	1	2	1	1	1	1
59. Meier, A. Maria	3	3	3	3		3	3	3	3	3	3	3	3	3	3
60. Boef, Marie	2	2	2	2		2	2	2	2	1	2	1	2	2	2
61. Weber, Barbara	1	1	1	1		1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
62. Weber, Rosa	2	2	1	2		2	3	3	3	2	2	2	2	2	3
63. Weber, Krescentia	1	1	2	2		2	1	1	1	1	1	1	1	1	1
64. Wietlisbach, Luise	2	2	3	1		3	2	2	2	1	2	2	2	2	3
65. Wildi, Krescentia	2	3	2	3		2	2	2	2	2	1	1	2	2	3
66. Wohler Marie	2	2	2	2		2	2	3	2	2	2	2	2	3	2
67. Wohler, Karoline	2	2	3	2		2	2	2	3	3	2	2	2	2	3
68. Wohler, Katharina	2	2	3	2		2	2	3	3	2	3	2	2	2	3
4. Klasse.															
69. Bruggisser, Alwine	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
70. Breitschmid, Karoline	2	2	2	2	2	2	2	2	2	1	2	1	2	2	2
71. Breitschmid, Marie	3	4	4	3	3	3	2	2	2	2	1	2	2	3	4
72. Dubler, Marie	1	1	2	1	2	2	2	1	2	1	2	1	1	1	1
73. Fluri, Elise	1	1	1	1	1	1	1	2	2	2	1	1	1	1	1
74. Frei, Friederike	1	1	2	2	2	2	2	1	2	1	1	1	2	2	2
75. Hum, Krescentia	2	2	2	2	1	2	2	2	2	1	1	2	1	1	2
76. Isler, Anna	1	1	2	1	2	2	2	1	2	2	1	1	2	1	1
77. Isler, Bertha	2	2	2	2	2	2	2	1	1	1	1	1	1	1	2
78. Koch, Babette	2	1	2	1	2	2	2	3	2	2	3	2	2	2	2
79. Koch, Rosa	3	4	3	3	3	2	2	2	2	2	1	3	2	2	3
80. Michel, Karoline	3	4	3	3	3	3	3	3	2	2	1	2	3	3	2
81. Muntwiler, Bertha	3	3	2	2	2	2	1	2	1	1	1	1	2	3	2
82. Müller, Lina	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1

Man beachte die Noten von Nr. 69 Alwine Bruggisser und von Nr. 82, ihrer Freundin Lina Müller

Schlussbericht

der

Schulen in Wohlten

für das

Schuljahr 18⁶³/₆₄,

ausgegeben

von

J. Niesspach,
Rector der Bezirksschule.

Zugabe:

Bücherverzeichnis der Jugendbibliothek.

Druck von J. B. Keller in Muri.

1864.

brande, unter Palmen wandelnd nicht auch manchmal unserer Wasserexkursionen gedenkt? Wir sind auseinandergekommen, leider, sie hat in mir nur das Weltkind gesehen, ohne zu bedenken, dass auch Weltkinder ihren Passionsweg und ihr Kalvarien haben.

Ich war ein frommes, gläubiges Kind und als solches bemüht, alle religiösen Übungen und Zeremonien, die unsere katholische Kirche vorschreibt, gewissenhaft zu befolgen. Ich tat manches in unverstandenem Übereifer, über das ich im späteren Leben tief beschämt war. Wenn beispielsweise am Karfreitag die den gekreuzigten Heiland darstellende Holzfigur auf den Stufen des Altars ausgelegt war, um den Gläubigen Gelegenheit zum Küssen der grell bemalten Wundmäler zu bieten, glaubten wir, ein besonders verdienstliches, Gott wohlgefälliges Werk zu tun, wenn wir diese Handlung ohne alle Andacht wohl ein Dutzend Mal nacheinander vornahmen. Ich hoffe, der liebe Gott habe uns diese in kindlichem Unverstand begangene Blasphemie verziehen. Mit neun Jahren legte ich meine erste Beichte ab. Ich nahm es damit sehr genau, denn ich erinnere mich, dass ich, als mir, nachdem ich Beichtstuhl und Kirche längst verlassen hatte, noch eine Sünde einfiel, die ich beim Bekenntnis vergessen, sofort, wieder dahin zurückkehrte und mich dieser anklagte, worauf unser guter alter Pfarrer¹² mir noch einmal die Absolution erteilte und meinte, dass ich nun wieder ein reiner Engel Gottes sei. Von meiner Engelhaftigkeit hatte ich selber aber keine zu grosse Meinung, denn ich stellte mir die himmlischen Heerscharen auch schon damals doch ein bisschen anders vor, als ich selbst in den besten Augenblicken war.

Als ich eben das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, an meinem dreizehnten Geburtstag, trat ich zum erstenmal zum Tisch des Herrn: Es war ein kalter, windiger Apriltag; wir froren in unseren dünnen weissen Kleidern, als wir in feierlicher Prozession vom Schulhaus hinunter zur Kirche zogen und unter Gesang und Orgelklang unseren Einzug hielten ins Gotteshaus, aber es wurde uns warm ums Herz, als der

¹² *Pfarrer*: Franz Josef Benedikt Schallberger, Pfarrer in Wohlen von 1861–1873; gestorben in Oberriickenbach-Wolfenschiessen 1877.

Geistliche seine kurze, eindringliche Ansprache mit der Bitte schloss, dass wir nie dieses Tages unserer heiligen Erstkommunion, nie unseres Gottes noch seines Wortes vergessen und immer eingedenk sein möchten des ersten und grössten Gebotes, das da heisst: Du sollst Gott, Deinen Herrn, lieben aus ganzer Seele und von ganzem Gemüt und Deinen Nächsten wie dich selbst.

Wohlen war damals nicht das stattliche Dorf von leicht städtischem Anstrich, als das wir es heute kennen, deshalb vielleicht auch gemütlicher. Damals gab es weder ein Kasino noch eine Stadt Paris¹³, auch besass Wohlen damals keine asphaltierten Strassen und kein elektrisches Licht, und wer bei Nacht einen Ausgang wagen, sich auf ein Stündchen oder zwei zu Bekannten begeben wollte, tat wohl daran, sich mit einer Laterne zu versehen, denn wenn im Kalender Vollmond eingezeichnet war, brannte, auch wenn es stockdunkel war, keine der spärlich aufgestellten Laternen. Trat man dann in ein von der Erdöl-lampe auch nur mässig erleuchtetes Zimmer, erschien dieses von leuchtender Helle im Gegensatz zu dem draussen herrschenden Dunkel. So recht gemütlich sass man dann mit den Freunden um den runden Tisch, möglichst noch beim warmen Kachelofen und reihte Stich an Stich an der mitgebrachten Handarbeit, bis um neun Uhr das Znüni kam, das aus selbst gekelertem Most, Schwarzbrot und Nüssen bestand. Gar viele solche Abende haben Schwester Fanny und ich im Laufe der Jahre im Nachbarhause verbracht, solange die gute alte Tante Hilaire¹⁴ lebte.

Da meine Eltern die Repräsentation des Hauses Bruggisser & Cie. übernommen hatten, mussten sie eine beinahe unbegrenzte Gast-

¹³ *Zur Stadt Paris*: Warenhaus an der Zentralstrasse (heute Manor), erbaut 1911. Kasino: Saalanbau an das Hotel «Bären»; 1898 eröffnet.

¹⁴ *Tante Hilaire*: Hilaire, geb. Vogler von Oberrohrdorf (1830–1903), verheiratet mit Plazid Isler; Schwester von Martin Vogler, Fabrikant, Gemeindeammann von Oberrohrdorf (1859–1866 und 1877–1897), Nationalrat (1888–1892). Für die damaligen Verhältnisse in einem Freiburger Kloster ausgezeichnet ausgebildete Frau von hohem Niveau. Vier überlebende Kinder: Alfred Isler-Cabezas, Emma, verheiratet mit Dr. med. Anton Bruggisser, Bertha und Emanuel (an ihn erinnert die Bezeichnung Emanuel-Isler-Haus, das allerdings von Plazids Vater Jakob Isler 1819 erbaut worden war).

freundschaft ausüben, insbesondere im Sommer, wenn die fremden Vertreter erschienen und Franzosen, Amerikaner, Deutsche sich abwechslungsweise auf längere oder kürzere Zeit im Hause niederliesen. Mein Ohr gewöhnte sich deshalb auch schon frühzeitig an die verschiedenen Laute, und ich erlernte die Sprachen verhältnismässig leicht. Für meine Mutter war das aber keine so einfache Sache, namentlich nicht, solange wir noch klein und der steten Aufsicht bedürftig waren, ihre Aufmerksamkeit einerseits den meist recht verwöhnten Fremden, andererseits dem ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieb ausserhalb des Hauses zuzuwenden. Da kam ihr nun ihre Tüchtigkeit, ihre nie versagende Arbeitsfreudigkeit sehr zustatten. Auch wir Mädchen wurden schon frühzeitig zu mancherlei Hilfeleistungen angehalten und verstanden in noch verhältnismässig jungen Jahren, die Tafel hübsch zu decken, Blumensträusse zu binden, Obstkörbe einladend herzurichten.

Die liebsten und angenehmsten Sommergäste waren immer aber unsere Florentiner. Es war ein Freudentag, wenn der alte Jakob den Landauer aus der Remise zog und anspannte, um in Wildegg – Wohlen selbst hatte noch keine Bahn – die Verwandten abzuholen. Unruhig trippelten wir in Haus und Garten herum, langsam nur verstrich Stunde auf Stunde, bis endlich die ersehnte Ankunft der lieben Gäste erfolgte. Wenn dann Onkel Leodigar lieb und gut wie immer mit der im letzten Jahr vielleicht etwas stattlicher gewordenen Tante Luise und der schönen Cousine, den übermütigen Vettern dem Wagen entstiegen, gab es ein gar herzliches gegenseitiges Begrüssen, von unserer Seite einen gar herzlichen Empfang. Ach, wie so sehr beneidete ich die bildschöne Adele, die so gewandt und graziös war in allen ihren Bewegungen, der die französischen Laute ebenso leicht von den Lippen flossen wie die italienischen, in deren Mund selbst die deutsche Sprache wie Musik erklang. Kaum ein Jahr älter als ich, war sie aber schon Weltdame genug, um die Huldigungen, die ihrer eigenartigen Schönheit entgegengebracht wurden, als selbstverständlichen Tribut entgegenzunehmen. Die Dorfkinder, unsere Spielkameraden sperrten Mund und

Augen auf, wenn sie ans Gittertor des Gartens gelehnt, der Italiener ansichtig wurden, und wir selbst waren nicht wenig stolz auf die exotischen Gäste, die so ganz anders waren als all die Leute, mit denen wir verkehrten. Arbeit gab es nun freilich die Fülle, auch wir Kinder bekamen unser Teil davon ab. Wenn an den Nachmittagen die Gäste eine Ausfahrt machten, wobei die nur um ein Jahr ältere Cousine, im Fond des Wagens ruhend, von mir sich Sonnenschirm und Handschuh reichen liess, überkam mich, das vierzehnjährige Dorfmadchen, doch schon ein Gefühl, ein Gedanke über die Ungleichheit der menschlichen Schicksale, denn ohne ihre Schönheit, was hatte die Cousine vor mir voraus, das sie berechnete, sich gleichsam von mir bedienen zu lassen? Wenn sie aber dann mit süsser Stimme ihr «Mille grazie, cusi-na» flötete nach einer solchen Handreichung, war ich wieder glücklich und zufrieden und nahm nach der Abfahrt der Gäste ohne Widerspruch den Armkorb, um die für den Haushalt nötigen Einkäufe zu besorgen, und hatte sehr bald bei einem Schwatz mit irgendeiner Schulfreundin die bevorzugte Base vergessen.

Wir Kinder hatten ja auch unsere Vergnügungen, gerade an solch schönen Sommernachmittagen, wenn die Sonne hoch am Himmel stand und ihre sengenden Strahlen heruntersandte und wir mit Papa hinausgingen auf die Felder, wo wir, der Hitze ungeachtet, arbeiteten bis zum Abendbrot, das uns dann herrlich schmeckte. Nach der Vesper aber hatten wir keine richtige Laune mehr zum Arbeiten, dem fortwährenden Bücken zogen wir es vor, die Schritte dem nahegelegenen Walde zuzuwenden, wo wir Beeren suchend blieben, bis der Heu- oder Erntewagen aufgeladen war und wir auf dem Hochgetürmten heimfahren konnten.

Ein anderes grosses Vergnügen bot das Baden in der Bünz; es war ein kleines Ereignis für die ganze Schuljugend, wenn bekannt wurde, dass die alte Marianne, den gewohnten Strickstrumpf in der Hand, auf dem Bänkchen vor dem Badehäuschen sitzend der Gäste harrte. Rasch mit der frohen Kunde zu Muttern, den zum Eintritt benötigten «Zehner» zu erbitten. Es kam nun allerdings vor, dass man den zu erwar-

tenden Genuss durch langes Warten erst verdienen musste, denn hierin verstand die gute Seele keinen Spass, und wenn die einen oder anderen Kinder sich vordrängen wollten, hob sie drohend den Finger: «Merkt's Euch, Kinder, ein für alle Male, dass wer zuerst kommt, zuerst mahlt.» Endlich war man doch im Wasser. Was da nicht alles zusammenfabuliert wurde, wie schnell die Zeit verrann, bis wir alle unsere Kunststücke aufgeführt, vom Sprung vom hohen Brett vermittelst eines in der Mitte der Kabine hängenden Stricks zu den schüchternen Schwimmversuchen, die darin bestanden, dass wir einfach auf den Händen liefen.

Eines schönen Tages verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Kunde im Dorf herum, dass die Seiltänzer gekommen seien. In grünen, gar appetitlich aussehenden Wagen kamen sie gefahren. Nun gab es für uns kein Halten mehr, gleich nach Schulschluss eilten wir auf den Sternenplatz, die alten Freunde zu begrüßen und ihnen unsere kleinen, in einem Korb Obst oder Gemüse bestehenden Gaben anzubieten. Wenn dann in den Mittagsstunden einem verehrlichen Publikum von Wohl- und Umgebung die halsbrecherischen Kunststücke vorgeführt wurden, die mit wenig Abwechslung meist dieselben waren, jubelten wir den Künstlern zu, und gern holten wir, wenn Maria Knie nochmals mit dem Zinnteller erschien, den letzten und einzigen Nickel aus der Tasche hervor, um ihn als kleine Spende auf dem Altar der Kunst zu opfern, eh und bevor der blonde Franz das hohe Turmseil bestieg, seinen eigenen künstlerischen Leistungen dadurch die Krone aufsetzend. Noch im Traum sah ich die ritterlich schöne Gestalt des Seiltänzers in den Lüften schweben, dem Auge entschwebend, in nebelhafte Ferne sich verlieren.

Auch die Markttagelben als freundliche Punkte in meinen Kindheitserinnerungen fort. Uns reich wie Krösus dünkend, zogen wir mit unseren von lieben Verwandten erbeuteten Marktbatzen in die kleine Budenstadt.

An den ausgestellten und ausgehängten nützlichen Sachen gingen wir naserümpfend vorüber. Unser Ziel waren in erster Linie die vieler-

lei Süßigkeiten, welche der Tiroler an seinem Stand ausgebreitet hatte. Da gab es: Feigen, Datteln, Johannisbrot, Schokolade u. a. mehr. Hier konnten wir nicht vorübergehen, ohne etwas von den guten Sachen zu erhandeln, ebenso wenig bei unseren Schulkameraden, den «Stöffebacken», die frisch gebackene, wohlschmeckende Birnenwecken feilboten. Was ein Kindermagen alles verträgt, ohne Schaden zu nehmen, davon haben wir damals den Beweis geliefert, denn oftmals hat Mutter abends beim Leeren der Taschen Reste von Birnenwecken im traulichen Verein mit zusammengeklebten Datteln und Feigen, auch wohl einem Stückchen Käse gefunden. Das Hauptvergnügen an diesen Markttagen war unbestritten aber das Karussellfahren. Zwar gab es damals noch keine hypereleganten, elektrisch betriebenen Schiffskarusselle, wie man sie heutzutage sieht. Zwei Pferdchen nur, schwarzweiss oder braun bemalt, abwechselnd mit französischen Chaisen¹⁵, in denen meist die Mädchen verstaut wurden, während die Buben, die am Ringstechen sich beteiligen wollten, hoch zu Ross stiegen, bildeten unser altes Karussell. Wer nämlich im raschen Vorübergleiten während der Fahrt drei Ringe, die von einem aufgestellten Posten herunterhingen, erhaschen konnte, der hatte die nächste Fahrt frei, das wollte etwas heissen, war doch so eine Fahrt, die fünf Centimes kostete, immer gar bald herum.

Die kalte Jahreszeit, der Winter, bot neue Freuden. Wenn Eis und Schnee die Felder deckte, ein kalter Nordost einem um Hals und Ohren strich und auf den Dächern hungrige Raben sich krächzend niederliessen, dann war die Zeit gekommen, den Schlitten aus seinem Versteck hervorzuholen, ihn auf seine Brauchbarkeit hin zu untersuchen. Eine ganze Karawane froher Menschenkinder zogen wir den Rain herauf, um dann in toller Fahrt hinunterzusausen und wieder, immer wieder, bis die hereinbrechende Dunkelheit uns Halt gebot. Mit glühenden Wangen und hungrigem Magen kehrten wir heim, um nach dem rasch eingenommenen Vesper der Pflicht zu folgen, die uns ans Kla-

¹⁵ Chaise: Sitzbänke

vier rief. Da seufzten wir nun wohl so recht aus Herzensgrund, und gewiss sind selten Musikstunden mit weniger Eifer und mehr Widerwillen betrieben worden als von uns damals. Das Klavierspiel schien uns so recht eigentlich nur dazu erfunden, Kinder zu plagen, die weit lieber im Freien getollt als Klavier gespielt hätten. Es wäre eine krasse Unwahrheit, wollte ich behaupten, dass zu jener Zeit auch nur ein Funke von irgendwelchem musikalischen Talent in mir zu Tag getreten wäre oder dass ich Freude und Verständnis für Musik empfunden hätte. Ich übte und nahm meine Stunden, weil der elterliche Willen eben stärker war als der meinige. An fördernder Anregung fehlte es ganz und gar, und ohne ein paar gute Leistungen im Verwandtenkreis bekam man in Wohlen keine Musik zu hören. Einer späteren Zeit erst blieb es vorbehalten, in mir Sinn und das Verständnis für Musik zu wecken. Während einiger Monate mussten meine Schwester und ich allwöchentlich zweimal im Wagen nach dem zirka eine Stunde entfernten Kloster Muri gefahren werden, um bei einem Deutschen, Herrn Bergmann, den Unterricht fortzusetzen, der durch die momentan unbesetzte Musiklehrerstelle in Wohlen einen unfreiwilligen Unterbruch erlitten hatte. Die Fahrt durch das schöne Freiamt war uns das Liebste an diesen der edlen Frau Musica gewidmeten Nachmittagen. Ich erinnere mich noch heute des halb neugierigen, halb gruseligen Gefühls, das uns beschlich, wenn wir durch die hohen, langen Klostergänge schritten, namentlich in der Frühdämmerung eines Winternachmittags, wobei mir unwillkürlich allerhand Geschichten von unglücklichen oder gar von lebendig begrabenen Mönchen einfielen, die wohl ab und zu mal hier herumspuken mochten, und wie ich erleichtert aufatmete draussen in Gottes freier Natur.

Weihnachten! Wem ginge nicht das Herz auf, wer erinnerte sich nicht noch im Alter mit wehmütiger Freude dieses herrlichsten aller Feste, das in der Kindheit auf das gläubige, vertrauende Kindergemüt wirkt wie ein Hauch aus einer anderen Welt. Vergessen ist der Alltag mit seinen Forderungen. Unter dem im hellen Lichterglanz erstrahlenden Christbaum, beim Läuten der Weihnachtsglocken, beim Singen

des Weihnachtsliedes ergreift ein frommer Schauer die zarte Kinderseele, und nie fühlt diese sich Gott näher als in solchem Augenblick. Ich kann nie ohne Rührung der einfachen, aber von so gutem Geist durchwehten Weihnachtsabende in meinem Elternhaus gedenken.

Unter einer mit selbst angefertigten Ketten aus Goldpapier geschmückten, mit Backwerk behangenen und mit dünnen Wachslöchern besteckten Tanne lagen unsere Gaben ausgebreitet. Sie erweckten, ob sie meist auch nur aus nützlichen Sachen bestanden, unsere Freude, war gar auch ein Buch darunter, meinen unbegrenzten Jubel, denn ich las gar zu gerne schon damals. Mutter konnte sich, praktisch veranlagt, wie sie ist, nicht entschliessen, viel Geld an Spielsachen zu rücken.

Als ich einmal von einem Geschäftsfreund aus Paris eine wundervolle, elegant ausgestaffierte Puppe bekam, wurde diese als für mich zu schade an die Cousine in Florenz weiterspediert. Ich kränkte mich natürlich darüber, aber nach einigem Nachdenken musste ich mir sagen, dass die Pariser Modedame sich im städtischen Heim meiner Verwandten doch entschieden besser ausnehmen würde als hier in der ländlichen Umgebung.

Nach der Bescherung und nachdem wir das Abendbrot eingenommen hatten, kamen einer alten Sitte gemäss auch die Dienstboten ins Zimmer. Nun wurde es erst lebendig, wir fingen an, Geschichten zu erzählen, Weihnachtslieder zu singen; rasch ging die Zeit herum, bis zur mitternächtlichen Stunde die Glocken zu läuten anhuben, die Gläubigen zur Mette rufend. Feierlicher, mahnender als sonst klingen sie an unser Ohr, gleichsam als ob sie uns zurufen wollten «Kommt, ja, kommt alle, Alte und Junge, kommt her zur Krippe, werft Euch nieder vor dem Kinde darin, das Euch das ewige Heil gebracht, die Erlösung. In derselben Stunde ist vor bald 2000 Jahren unser Heiland Jesus Christus in Kindsgestalt auf die Erde gekommen, seinem Andenken ist dieser mitternächtliche Gottesdienst gewidmet». Über eine Stunde dauerte die feierliche, in der festlich beleuchteten Kirche zelebrierte Mette. Wir waren nun doch recht schläfrig geworden und eilten nach Schluss derselben, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter, sprangen um die Sternenecke herum über die Strasse hinein in un-

seren Garten und ins Haus. Eins, zwei, drei, lagen wir in unseren Betten und, eh wir es uns recht versahen, in Gott Morpheus' Armen. Am Weihnachtsmorgen schliefen wir in den hellen Tag hinein. Es war das der einzige Festtag, an dem wir den Vormittagsgottesdienst versäumen durften. Ein Blick durchs Fenster belehrte uns, dass es die ganze Nacht über fest geschneit hatte und dass nun wohl der Schlitten uns am Nachmittag nach Wildegg¹⁶ bringen würde. Und so geschah es. Gleich nach dem Kaffee fuhr Jakob mit diesem vor. Eingehüllt in Mäntel, Plaides und Decken, mit Wärmflaschen wohl versehen, wurde es eine herrliche Fahrt über die schneebedeckten Felder nach dem ungefähr zwei Stunden von Wohlen entfernten Wildegg. Hier angekommen und von den Vettern ins Haus geleitet, entledigten wir uns der vielen Hüllen und nahmen dankbar die angebotene Tasse Tee entgegen. Der heisse Trank tat uns wohl, die Schläfrigkeit, die sich infolge der verkürzten Nachtruhe und unserer Fahrt durch die herbe, ermüdende Schneeluft eingestellt hatte, wich, und bald waren wir im angeregten Gespräch mit den gleichaltrigen Vettern, manchmal auch mit dem einen oder andern in einem kleinen freundschaftlichen Zwist, der aber immer bald wieder beigelegt war. Nach eingetretener Dunkelheit rief uns ein Klingelzeichen in den grossen Gartensaal hinunter, wo wiederum, wie alle Jahre, auf langen Tafeln drei Christbäume aufgestellt waren, von denen der mittlere bis hinauf zum Plafond reichte. Es war ein prächtiger Anblick, den dieser an und für sich schöne Raum im Glanz der lichtergeschmückten drei Weihnachtsbäume bot. Trotzdem der Porzellanofen schon eine wohlige Wärme verbreitete, brannten auch im Kamin mächtige Buchenscheiter; davor standen Schaukelstühle, niedliche kleine Hocker und luden freundlich zum Verweilen ein. Hatte man sich satt gesehen an der Weihnachtsherrlichkeit, konnte es nichts Behaglicheres geben, als sich vor dem Kamin zu einer Plauderei mit dem oder

¹⁶ *Wildegg*: Besuch bei der Familie des Jakob Alois Isler (1822–1897) und der Maria Elisabeth, geb. Vock (1827–1913), der Schwester von Alwines Mutter.

Alois Isler, Fabrikant (eigene Firma seit 1849), Grossrat (1856–1860), Nationalrat (1866–1874), Kantonskommissar für die Industrie-Weltausstellung in London (1862/63). *Vettern*: Alois Othmar (1851–1905), Hermann (1852–1912), Alois Emil (1856–1907), Paul (1860–1916), Max (1867–1937).

jenem niederzulassen, während die übrige Gesellschaft, gegenseitig die Geschenke bewundernd, lebhaft plaudernd herumstand.

Unser Aufbruch erfolgte meist ziemlich spät, denn der Bescherung folgte ein opulentes Nachtessen. Die schweren Zigarren, die starken Weine hatten drum auch zur Folge, dass mein Vater auf der Heimfahrt, besonders dann, wenn wir in geschlossenem Wagen fuhren, eines asthmatischen Anfalles wegen aussteigen und mit der Weiterfahrt warten musste, bis es vorüber war. Launig meinte er dann: «Es war eben mal wieder zu viel des Guten, nächstes Jahr lassen wir das Zuviel.» Und nächstes Jahr war es dieselbe Geschichte, und doch, Vater war kein Schlemmer, aber es war nur einmal im Jahr Weihnachten und es gibt nur ein Wildegg. Ich sage gab. Wildegg steht auch heute unverändert da, aber für uns hat das stattliche Landhaus seine Anziehung verloren, seit Onkel und Tante und auch drei der Vettèrn heimgegangen sind und nur der Jüngste, ein eingefleischter Junggeselle, darin haust.

Aarau

Als ich 14 Jahre alt war, verliess ich die Schule. Ich hatte gelernt, was da zu lernen war, es war nicht viel und konnte weder meinem eigenen Ehrgeiz noch dem meiner Eltern genügen. Man sprach davon, mich in eine Pension zu geben, doch es war im Rate meiner Verwandten in Wildegg, die sich immer sehr um unsere Erziehung gekümmert hatten, anders beschlossen. Sie rieten zum Besuch des damals in Blüte stehenden Töchterinstitutes in Aarau¹⁷, erboten sich auch, eine Familie ausfindig zu machen, die mich in Pension nehmen würde. Bald war diese gefunden und damit das Urteil, das mich vom Vaterhaus trennen sollte, gesprochen. Der Tag der Abreise kam. Es war mir schwer ums Herz, so schwer, dass ich nicht daran denken durfte, ohne in Tränen auszubrechen. Meine Geschwister neckten mich beständig, die hatten

¹⁷ *Töchterinstitut in Aarau*: 1787 auf privater Basis eröffnet, später von der Stadt unterstützt, 1873 dem Lehrerinnenseminar angegliedert; 1911 staatliche Anstalt mit Lehrerinnenseminar und Töchterschule.

gut necken, sie, die daheim bleiben konnten, im Schoss der Familie. Nach dem Mittagessen schlug die Abschiedsstunde. Eben kam der alte Jakob mit dem Landauer vorgefahren. Der Koffer wurde aufgeladen, Vater, der fühlen mochte, wie bänglich mir zumute war, meinte in seiner guten, milden Art: «Kind, nun sei vernünftig, Aarau liegt so nah, bald kommen wir dich besuchen, und weisst du, wenn dich das Heimweh gar zu sehr plagt und quält, dann geh spazieren, hin gegen das Pulverhäusle, das direkt vor der Stadt in der Richtung nach Wohlen liegt. So habe ich es seinerzeit auch gemacht. Und nun Gott befohlen, mein Kind!» Noch einen Kuss, einen Händedruck mit den Geschwistern, die wenig gerührt den Wagen umstanden, dann zogen die Pferde an, und fort gings durch die bekannten Strassen meines lieben heimischen Dorfes, das ich nun volle drei Monate nicht wiedersehen würde. Nach zweistündiger Fahrt hatten wir die kleine Residenzstadt erreicht. Während unser Kutscher mein Gepäck in mein künftiges, mir noch gänzlich unbekanntes Quartier trug, liess Mutter für uns im Gasthof zum Ochsen, wo wir abgestiegen waren, Kaffee servieren. Bitterer hat mir keiner je geschmeckt, ich trank ihn reichlich mit Tränen gewürzt, und die Bissen Brotes blieben mir, obwohl mit Butter und Einge- machtem bestrichen, im Halse stecken. Alles gütige Zusprechen von Seite der Mutter nutzte nichts, machte im Gegenteil die Tränen reichlicher fliessen. In dieser wenig beneidenswerten Stimmung mussten wir uns endlich auf den Weg machen, denn es wurde allmählich Zeit für meine Ablieferung in der Familie Tanner.¹⁸ Vor einem hohen, schmalen Hause in der Kronengasse hielten wir an und stiegen eine schöne breite Treppe hinauf, die mit dem prächtigen gusseisernen Geländer das Schönste am ganzen Hause war, wie ich später konstatieren musste. Auf unser Läuten am Glockenstrang, der die Stelle der heutigen elektrischen Glocke vertrat, kam ein Dienstmädchen und

¹⁸ *Familie Tanner*: Familie des Karl Rudolf Tanner (1794–1849), Rechtsanwalt, Oberrichter, Mitglied des Verfassungsrates (1830/31), Tagsatzungsgesandter (1832/33), Grossrat (1831–1849), Nationalrat (1848–1849); Vertreter des Radikalismus. Lyrischer Dichter: «Heimatliche Bilder und Lieder». Verheiratet in erster Ehe mit Marie Deppeler, in zweiter mit Marie Seiller. Nachkommen: Erwin (1838–1903), Rechtsanwalt, Stadttamman von Aarau (1875–1889), Grossrat (1871–1891), Irmengard und Frieda.

führte uns in ein einfaches, dunkles Zimmer, in welchem ein altes, ver-
huzeltes Frauchen mit spärlichem grauem Haar uns begrüßte. Es war
meine Pensionsmutter, die verwitwete Präsidentin Tanner, deren Mann
auch als Dichter im Schweizerland einen guten Namen hatte. Bald dar-
auf erschienen auch die beiden Töchter, die hellblonde, zarte Frieda
und die ältere, kluge, dunkelhaarige Irmengard. Die Damen, welche
bemerken mochten, was in mir vorging, bemühten sich um mich und
versuchten, mich ins Gespräch zu ziehen, indem sie allerlei Fragen an
mich stellten. Es wollte mir aber scheinen – empfindlich, wie ich lei-
der schon damals war – als ob es in etwas herablassender Art gesche-
he, das empörte mich innerlich und trieb mir von neuem die Tränen in
die Augen. Inzwischen war es fünf Uhr geworden, die für den Abschied
von Mutter bestimmte Stunde war da. Schon hörte man den Jakob mit
der Peitsche knallen zum Zeichen, dass er da, dass alles zur Heimfahrt
bereit sei. Ängstlich hing ich mich an Mutters Arm, als wir die Trep-
pe herunterstiegen, sprechen konnte ich nicht. Als ich nun aber vom
Bock herunter unseres alten Kutschers Augen recht mitleidsvoll auf
mich gerichtet sah, da konnte ich mich nicht mehr halten, schluchzend
warf ich mich in Mütterchens Arm, und mit vor Tränen erstickter
Stimme bat, flehte ich sie an, mich doch wieder mitzunehmen. Das war
kindisch, aber meinem Empfinden durchaus entsprechend. Sanft lös-
te Mutter mich aus ihren Armen, und während die fremden Damen
mich in ihre Mitte nahmen, stieg diese rasch ein, und im Nu war der
Wagen um die Ecke verschwunden. Mir war übel zumut, ich hätte ster-
ben mögen in jenem Augenblick und auch nachher, als ich mich in dem
trostlos traurigen Zimmer befand, das mir nun für zwei Jahre als Auf-
enthalt dienen sollte. In diesem öden Raum, der nur das Allernotwen-
digste enthielt, würde ich nie heimisch werden. Das schmale Bett
stand ganz hinten an der Wand, während vorn, den beiden Fenstern ent-
lang, ein grosser Tisch mit zwei Bänken sich befand. Ich erfuhr, dass
hier Fräulein Frieda eine Privatschule abhielt, ich mich somit nur für
die Nacht und evtl. für die Stunden ausserhalb des Schulbetriebes als
Eigentümerin des sowieso wenig traulichen Zimmers betrachten durfte.

Kaum, dass ich mit Auspacken meiner sieben Sachen fertig geworden war, rief man mich zum Abendbrot. Die Familie, zu der sich auch noch der Sohn Erwin, der Rechtsanwalt war, gesellt hatte, war bereits um den Tisch versammelt, als ich eintrat. Die Geschwister hatten Tee vor sich stehen, vor meinem Platz stand eine Tasse Kaffee – nicht vom allerbesten – dazu bot man mir geröstete Kartoffeln an. Vom kalten Aufschnitt nahm allein der Herr des Hauses, wir anderen vom schwachen Geschlecht mussten uns mit diesen begnügen. So blieb es in der Folge: den einen Abend Kartoffeln, den andern Reis, nie Fleisch oder Eierspeisen. Wie hatte Tante Lisette¹⁹ zu mir gesagt, als sie erfreut die Kunde nach Wohlen brachte, dass die geistig hoch stehende Familie sich entschlossen habe, mir Aufnahme für die Dauer meines Aarauer Aufenthaltes zu gewähren? «Kind», sagte sie, «wir dürfen es als ein grosses Glück betrachten, dass dir nunmehr Gelegenheit geboten ist, deine doch recht bescheidenen Kenntnisse nicht allein durch den Besuch einer renommierten Schule, sondern auch durch den täglichen Umgang mit so fein gebildeten Menschen zu bereichern, zu erweitern. Sei dessen stets eingedenk, auch wenn Dir in dem einfachen Haushalt, den eben die Verhältnisse bedingen, manches nicht so ganz behagen sollte.» Diese Worte gingen mir durch Kopf und Sinn, als ich diese erste Abendmahlzeit im fremden Hause einnahm. Die Erinnerung daran ist noch heute eine sehr lebhaft, und heute noch vermeine ich den würgenden Schmerz zu spüren, den mir die zurückgehaltenen Tränen verursachten und das unbeschreiblich grosse Verlangen nach Alleinsein. Als um neun Uhr ein Trupp Soldaten trommelnd durch die Stadt zog, holte Irmengard ein dickes Buch herbei und legte es vor die Mutter hin. Es war die Bibel. Ich hatte noch nie eine solche gesehen, da uns Katholiken das Bibellesen verboten ist. Was Frau Tanner daraus vorlas, weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur noch, dass ich mit Befremdung dem Beten des «Unser Vater» zuhörte, das mir schon durch den kurz angefügten Schlusssatz «denn dein ist das Reich und die Kraft und die

¹⁹ *Tante Lisette*: Elisabeth Isler, geb. Vock, Wildegg; s. Anmerkung 16, Seite 29.

Herrlichkeit» anders vorkam als das «Vater unser», das ich zu beten gewohnt war. Als die Abendandacht beendet war, gab man mir ein Lichtchen mit einem kaum stricknadeldünnen Docht in die Hand und bedeutete mir, dass nunmehr die Stunde des Schlafengehens gekommen sei. Schweren Herzens begab ich mich auf mein Zimmer, zog mich rasch aus und legte mich in das schmale, harte Bett und weinte, als die Dunkelheit mich umfing, so recht herzbrechend, weinte mich in Schlaf. Süsse Träume umgaukelten mich, denen ein umso schlimmeres Erwachen folgte, als ich, mich im fahlen Morgenlicht ankleidend, noch einmal die ungewohnt fremde Umgebung, das kahle, unfreundliche Zimmer betrachtete. Das Frühstück entsprach in seiner Einfachheit ganz der Abendmahlzeit: eine Tasse Kaffee und ein Stück Schwarzbrot. Das war nun freilich bald verzehrt und wir konnten den Weg zum Vorstand des Töchterinstitutes unter die Füsse nehmen, denn erst sollte ich in meinen Kenntnissen, namentlich der französischen Sprache, geprüft werden, ehe von einem evtl. Eintritt gesprochen werden konnte. Pfarrer Zschokke²⁰ befand mich zu leicht; der seither gehabte Unterricht war wohl ein zu oberflächlicher gewesen, denn von den unregelmässigen Zeitwörtern hatte ich nur sehr unbestimmte Begriffe. Der Examinator erklärte mir denn auch kurz und bündig, dass die Lücke in den durchaus erforderlichen Kenntnissen nur durch fleissiges Arbeiten, durch ein vollständiges Aufgehen im Studium der französischen Grammatik ausgefüllt werden könne, und dass ich die vor mir liegenden sechs Vorbereitungswochen dazu benutzen solle. Um diese Aufgaben erfolgreich durchführen zu können, war ich bei den richtigen Leuten. Die hatten Ausdauer und liessen nimmer los. Schon am Vormittag gab es nun Diktate und Übersetzungen zu machen, Zeitwörter zu konjugieren, Wörter und Sätze auswendig zu lernen. Selbst während der Mahlzeiten, auf den täglichen Spaziergängen, die im Interesse meiner Gesundheit unternommen wurden, hatte ich keine Ruhe, immer wieder hiess es: rasch das Futur vom Zeitwort *plaire*, das Passé von *pouvoir* und so ad infinitum. Ich mager-

²⁰ *Pfarrer Zschokke*: Emil Zschokke (1808–1889), 1849 als Pfarrer nach Aarau berufen; Pädagoge, Mitbegründer und Präsident der Direktion des Lehrerinnenseminars.

te ab, der Kopf brummte vor Anstrengung, dazu das Heimweh, der nagende, bohrende Heimwehschmerz. Als nun noch Fieberanfälle sich einstellten, sah ich mich gezwungen, das Bett zu hüten. Tante Lisette, die mich besuchen kam, erschrak ob der Veränderung, die mit mir vorgegangen war, und gab der Befürchtung Raum, dass die Anstrengung am Ende doch zu gross für mich sein möchte. Nun war aber mein Unwohlsein die natürliche Folge meiner total veränderten Lebensweise; denn während ich bei Hause jede freie Stunde im Freien verbracht hatte, war ich hier mit Ausnahme der kurzen Promenaden beständig eingeschlossen, beständig unter Aufsicht dreier nörgelnder Damen. Wohl war ihnen der Wildling zur Veredlung anvertraut, aber sie mussten ihm auch Zeit lassen, Wurzel zu fassen im neuen Erdreich.

Mit dem Tag der allgemeinen Aufnahmeprüfung nahm das aufreibende Privatexerzitium ein Ende. Der Erfolg war erreicht und die definitive Aufnahme in die höhere Aarauer Töchterschule gesichert. Fleissig betrieb ich auch fernerhin meine Studien, obwohl es für mich auch ausser dem Französischen noch manch harte Nuss zu knacken gab. Wie ratlos stand ich beispielsweise dem ersten Aufsatzthema gegenüber «Der Frühling, ein Gruss Gottes an die Menschen». Ich empfand freilich wohl, was damit gemeint war, aber es fiel mir schwer, mein Empfinden in Worte zu kleiden. Über eine Stunde sass ich bei diesem Anlass, den Kopf in die Hand gestützt, in meinem trübseligen Zimmer, bis mir die Erleuchtung kam, bis ich wusste, wie das Thema anzupacken sei. Ich lernte vieles in Aarau, nicht allein in der wirklich vorzüglich geleiteten Schule, sondern auch im Familienkreise, denn ob auch des Leibes Atzung zu wünschen übrig liess, umso mehr wurde dafür in geistiger Hinsicht geboten. Im anregenden Gespräch mit den fein gebildeten Damen hörte ich von berühmten Malern und ihren Werken, von Bildhauern und berühmten Skulpturen, lernte die bedeutenden Komponisten kennen und fing an, unter der Leitung meines verehrten Lehrers Käslin²¹, auch dem Studium der Musik Interesse ab-

²¹ *Käslin*: Eusebius Käslin (1835–1889), Pianist, Violinist, Chorleiter und Komponist. Seit 1863 in Aarau. Musiklehrer an der Aargauischen Kantonsschule.

zugewinnen. Das war ein anderer Unterricht, als ich ihn seither genossen hatte, meinerseits auch ein anderes Üben. Meine Donna, Fräulein Irmengard, ging mir darin mit gutem Beispiel voran. Auch sie war, obwohl schon dreissigjährig, Schülerin Herrn Käslins, und oblag mit grossem Eifer ihren Klavierstudien. In guten Konzerten, die Aarau schon damals bot, bildete sich mein Geschmack, welcher immer mehr der Klassik zustrebte. Mit Stolz erfüllte es mich, als ich selbst an eine Beethoven-Sonate mich wagen durfte.

Während der zwei in Aarau verbrachten Jahre verkehrte ich viel in den angesehensten dortigen Familien, am meisten wohl im Hause meiner Freundin Fanny Fleiner²², einer Enkelin Heinrich Zschokkes. Die Sonntagabende aber führten mich zumeist in das gastliche Haus der Frau Amtmann Isler²³, mit deren jüngstem Sohn Walter ein enges Freundschaftsband mich verknüpfte, bis er durch seine Verehelichung mit meiner Schwester Pauline in ein noch engeres verwandtschaftliches Verhältnis zu mir trat. In diesem Hause fühlte ich mich heimisch, hier konnte ich von der Heimat sprechen, so lange und so viel ich wollte, hatte doch Frau Isler bis zum Tode ihres Mannes selbst in Wohlen gelebt und stand mit allen meinen Verwandten in enger Fühlung. Abwechslungsweise fuhr ich auch manchmal zu den Verwandten nach Wildegg, und das immer in Gesellschaft eines anderen Jugendfreundes, Gerold Amsler²⁴, der in Aarau das Gymnasium besuchte, die Sonntage aber in Wildegg bei den Eltern verbrachte.

Einen Lichtpunkt in meinen Aarauer Erinnerungen bildet ein Schulausflug an die klassischen Gestade des Vierwaldstädtersees. Wir fuh-

²² *Fanny Fleiner*: Tochter des Albert Fleiner (1826–1877), Zementindustrieller, und der Adele, geb. Zschokke, Tochter des Dr. med. Theodor Zschokke (1806–1866), Sohn des Politikers und Schriftstellers Heinrich Zschokke (1771–1848).

²³ *Frau Amtmann Isler*: Marie, geb. Troller, Gattin des Jacob Isler (1809–1862), Strohindustrieller, Sohn des Peter, Enkel des Jakob (1758–1837), des Pioniers der Strohindustrie. Gemeindeammann in Wohlen (1841), Bezirksammann, Grossrat (1844–1862), Nationalrat (1848–1851), Ständerat (1860–1862). Sein Sohn Peter Emil Isler (1851–1936): einer der bedeutendsten Politiker, Wirtschaftsjuristen und Rechtsgelehrten seiner Zeit.

Walter Isler, Dr. med., verheiratet mit Pauline Bruggisser.

²⁴ *Gerold Amsler*: 1853–1926, Wildegg, Dr. med., Hautspezialist, Badearzt in Schinznach (1893–1926), Sohn des Karl Amsler (1823–1913), Kurarzt in Schinznach (1856–1893).

ren in Begleitung eines Professors und unserer Hauptlehrerin, Fräulein Steiger, direkt aufs Rütli, lagerten uns dort auf der Wiese, auf welcher im Jahre 1307 unsere Väter den heiligen Schwur getan, die Schweiz vom Joch der tyrannischen Vögte zu befreien. Mit jugendlicher Begeisterung lauschten wir der schwungvoll vorgetragenen Rütli-Scene aus Schillers «Wilhelm Tell», um dann im Angesicht des blauen Sees zu unseren Füßen, der umliegenden Bergriesen und im stolzen Gefühl, Kinder zu sein der schönen, herrlich schönen Schweiz, deren Freiheit unsere Väter mit ihrem Blute erkaufte und durch die Jahrhunderte erhalten haben, das ewig schöne Lied vom Rütli zu singen, das wohl kein Schweizer ohne Rührung anhören kann. Als wir nach Luzern zurückgekehrt, mit dem dort zur Erholung weilenden berühmten schweizerischen Volksmann und Dichter Augustin Keller²⁵ zusammentrafen, brachten wir ihm eine spontane Huldigung dar, indem wir ihn umringend ein von ihm gedichtetes Schweizerlied sangen, wofür er, sichtlich gerührt, dankte.

So gingen unter Freud und Leid die für den Aufenthalt in Aarau bestimmten Jahre herum, und es kam der Tag, an dem die Pforten der Schule sich hinter mir schlossen. Glückselig mit den Eltern, die gekommen waren, ihre Älteste nun heimzuholen, und glücklich im Bewusstsein, einen weiteren Schritt in meiner geistigen Entwicklung getan zu haben, bestieg ich den Wagen. Die Heimfahrt war wunderschön. Ich konnte nicht sprechen vor Seligkeit, verhielt mich still, mäschenstill, denn ich konnte keine Worte finden, um das Glücksgefühl auszudrücken, das mich beim Gedanken beseelte, heimzukehren: nicht nur für eine kurze Ferienzeit, sondern für immer, wie ich damals wähnte. Als ich spät abends, in meinem Bette liegend, dem altgewohnten Plätschern des Brunnens und dem bekannten Schlag der Turmuhr lauschte, musste ich im Überschwang der auf mich einströmenden Gefühle andachtsvoll die Hände falten und Gott dafür dan-

²⁵ *Augustin Keller*: 1805–1883, von Sarmentorf, Lehrer, Seminardirektor (1834–1856), Regierungsrat (1856–1883), radikaler Politiker, Grossrat (1835–1852), mehrfach Tagsatzungsgesandter, Nationalrat (1854–1866), Ständerat (1848 und 1867–1881).

ken, dass er mir eine so schöne Heimat und so gute, treu besorgte Eltern gegeben.

München

Kaum dass ich das Glück, bei Hause zu sein, ein paar Wochen genossen hatte, musste ich wieder fort, meine leidende Mutter nach Oberbayern geleiten. Nachdem die Eltern eine in Bad Tölz begonnene Kur den Sommer zuvor infolge des ausgebrochenen Deutsch-Französischen Krieges abbrechen und raschmöglichst heimkehren mussten, riet der behandelnde Arzt zu einer Wiederholung der Badekur, und ich sollte diesmal, da mein Vater vom Geschäft nicht abkömmlich war, die Reisebegleiterin machen. Ich grübelte beim Gedanken an die mit Mutter zu unternehmende Reise und an den geplanten kurzen Aufenthalt in München, der ersten Grossstadt, die ich sehen sollte. Am 1. Juni 1871 reisten wir über Zürich, bis wohin mein Vater uns das Geleite gab, nach Romanshorn. Nach einer prächtigen Fahrt über den Bodensee, den ich bei der Gelegenheit erstmals sah, landeten wir glücklich in Lindau. Unsere Absicht, Schwester Fanny, die im dortigen Kloster der englischen Fräulein seit einem Jahr untergebracht war, zu überraschen, misslang, da die Zöglinge eben auf einem Tagesausflug sich befanden, von dem sie erst am späten Abend zurückkehren würden. Wir benutzten die Nachmittagsstunden zur Besichtigung der alten Stadt. Nach dem Abendessen sassen wir auf der Terrasse des rühmlich bekannten Bayerischen Hofes und warteten in der sommerlich warmen Vollmondnacht auf die Ankunft des Schiffes, das die Ausflügler zurückbringen sollte und endlich auch die Schwester in unsere Arme führte. Am anderen Morgen besuchten wir das in der Stadt gelegene Kloster und auch die dazu gehörende Villa Marienheim, die ausserhalb der engen Stadtmauern in einem schönen, grossen Garten liegt und den jungen Zöglingen Aufnahme gewährt. Die Frau Oberin bemühte sich umsonst, mir die Vorzüge ihrer Bildungsanstalt so verlockend als möglich

vor Augen zu führen, um mich noch für ein Jährchen oder zwei an die Schulbank zu fesseln. Dass ich noch manches würde lernen müssen, dass mein Wissen und Können manche Lücke wies, wusste ich, aber hier war nicht der Ort, an dem ich gedeihen konnte nach dem freien Leben, das ich in Aarau genossen hatte. Durch mein Zusammenleben mit der evangelischen Familie Tanner, allen meinen evangelischen Freundinnen, war mir jeder Geschmack am Klosterleben abhanden gekommen. Das war keine Luft, in der ich atmen konnte. Auch meine Schwester litt unter der klösterlichen Zucht, gleichwohl musste sie zwei Jahre darin ausharren. Denn was die Eltern einmal beschlossen hatten, musste ausgehalten werden, und nach der Eigenart der Veranlagung eines Kindes wurde wenig gefragt. Es soll das beileibe kein Vorwurf sein, entsprang es doch den besten, edelsten Motiven. Bei mir, seiner Ältesten, sprach mein Vater ein Machtwort, indem er mich dem Schutz einer protestantischen Familie anvertraute, bei der Zweitgeborenen wollte nun meine Mutter zu Worte kommen und bestand darauf, dass diese in einer katholischen Pension ihre weitere Ausbildung erhalten müsse. Mit Bruder Oscar wurde gar ein drittes Experiment gemacht. Unter der Leitung eines altkatholischen Geistlichen, der in Solothurn einem Institut für Knaben vorstand, bereitete sich Oscar für den Besuch der Aarauer Kantonsschule vor. Meine Eltern, beide gläubig, beide hilfreich und gut, differierten vollständig in ihren Ansichten über religiöse Fragen. Vater, freidenkend, wie er war, kehrte sich wenig an kirchliche Einrichtungen, während unsere gute Mutter streng an Dogmen, an allem Dogmatischen hängt. Nie ist in meinem Elternhaus, soweit ich zurückdenken kann, das Fastengebot am Freitag übertreten oder der Besuch des Gottesdienstes am Sonntag, es sei denn in Krankheitsfällen, umgangen oder die österliche Beichte versäumt oder verschoben worden. Mutter führte und führt noch heute im 84. Lebensjahr ein strenges Regiment in dieser Beziehung und doch und trotz allem guten Beispiel, das sie uns zeitlebens gab, sind wir Kinder alle mehr oder weniger in Vaters Fussstapfen gewandelt, hoffentlich nicht zu unserem Schaden.

München hat mir einen unvergleichlichen Eindruck gemacht. Vom Rheinischen Hof aus, in dem wir abgestiegen waren, besichtigten wir mit einem gemieteten Lohndiener die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten, so gut das in zwei kurzen Tagen eben möglich war. Im Eiltempo durchstreiften wir die Kirchen und Museen. Die gewissenhaften Aufzeichnungen, die ich zu machen für notwendig erachtete, liegen vor mir, ich habe sie in ein Tagebuch eingetragen. «In der Theatinerkirche sahen wir die Grabstätte der im zwölften Lebensjahr verstorbenen Prinzessin Jos. Caroline und des im Kindesalter verewigten Prinzen Maximilian, in der Basilika dasjenige Ludwigs I., Ludwigskirche mit dem Jüngsten Gericht von Cornelius²⁶; Allerheiligenkirche mit Säulen von buntem Marmor. In der Pinakothek machte mir die ‹Sündflut›, gemalt von Schnor²⁷, ‹Einzug Jesus in Jerusalem›, ‹Wallensteins Tod›, besonderen Eindruck!» Ich sah damals offenbar München nur mit den Augen des Lohndieners, der uns führte, in späteren Jahren hat es sich mir in einem andern Licht gezeigt.

Mutter führte mich einen Abend auch in das Königliche Hoftheater, da hörte ich meine erste Oper: «das Nachtlager von Granada²⁸» und war weg, einfach weg. Ich habe seither in Italien, nachher hier in Stuttgart, beinahe alle Opern kennen gelernt, die das Repertoire aufweist, einen ähnlich starken Eindruck habe ich nie mehr empfunden. Es kam mir alles so wunderbar vor, und es muss wohl auch wunderschön gewesen sein, denn es sangen damals Vogl und Nachbaur, die, wie ich später erfuhr, Zierden der Münchner Oper waren, die Hauptpartien.

Da die Zeit drängte, mussten wir die bayrische Residenz bereits am 4. Juni wieder verlassen und die Reise nach Tölz fortsetzen. Wir konnten mit der Bahn nur bis Holzkirchen fahren – Tölz hatte damals noch keine Eisenbahnverbindung – und die letzte Wegstrecke musste mit einem Einspänner zurückgelegt werden, was an und für sich in dieser

²⁶ *Cornelius*: Peter von Cornelius (1783–1867) leitete von 1825–1841 die Münchner Akademie.

²⁷ *Schnor*: Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872); 1827 nach München berufen, Professor für Geschichtsmalerei, nach 1846 Direktor der Gemäldegalerie in Dresden.

²⁸ «*Nachtlager von Granada*»: Oper von Konstantin Kreutzer (1780–1849).

herrlich schönen Gegend kein Unglück zu nennen war, aber an unserm Reisetag regnete es, und zwar Bindfäden, dabei war es ungemütlich kalt, wir froren. Die Fahrt, die knapp drei Stunden dauert, kam uns endlos vor. Tölz erschien mir, als es endlich aus dem Nebel auftauchte, in keinem zu guten Licht, und ich dachte mit einigem Schrecken an die vier langen hier zu verbringenden Wochen. Das änderte sich aber schon gleich am nächsten Tag, an dem ein wolkenloser Himmel sich über dem reizend gelegenen Marktflecken wölbte und die goldenen Sonnenstrahlen auf den herrlich grünen Matten standen. Ja doch, hier war gut sein, die Eltern hatten richtig prophezeit, als sie meinten, ich würde mich schwer wieder davon trennen. Ich kam einige zwanzig Jahre später wiederholt nach Tölz, und sooft ich kam, ist mir das Abschiednehmen schwer gefallen. Schon im Jahre 1871 hatten Mutter und ich eine Privatwohnung im Hause Hingsamer genommen und uns bei der gemütlichen Familie wohl und heimisch gefunden; im Jahre 1896 fanden wir, mein Mann und ich²⁹, uns wieder daselbst ein. Die Verhältnisse hatten sich in der langen Zeit freilich verändert; der einst stattliche Oberlehrer mit seinem Andreas-Hofer-Bart war weiss geworden, Mama Hingsamer, die treu besorgte Hausfrau, schief den letzten Schlaf auf dem kleinen Friedhof bei der Kapuzinerkirche und die Töchter waren, mit Ausnahme der Ältesten, alle verheiratet. Diese führte nun dem alten Vater den Haushalt und sorgte für all die vielen Gäste, die das kleine Häuschen im Sommer barg. Und es war ein treues Sorgen, mit dem die guten Leutchen einen umgaben.

Lausanne

Ich sollte vorerst meines Lebens in der Heimat nicht froh werden, denn kaum, dass der Juli herangekommen war, bemühten sich meine Eltern von neuem um ein passendes Unterkommen für mich in der französi-

²⁹ *Mein Mann und ich*: Hermann Liebler, der zweite Ehegatte von Alwine Bruggisser.

schen Schweiz. Die klaffende Lücke in meinem Bildungsgang musste ausgefüllt werden. Das erforderte neue Opfer, denn es war nicht genug, dass ich die Sprache grammatikalisch beherrschte, ich sollte mich auch korrekt und fließend darin ausdrücken können. Um das zu erreichen, war ein längerer Aufenthalt in der französischen Schweiz unerlässlich.

Und so gab es denn im August wieder einen schmerzlichen Abschied zu bestehen; aber trotzdem die Reise diesmal weiter gehen, meine Abwesenheit von zu Hause länger dauern sollte, ging das Abschiednehmen leichter als vor zwei Jahren, wo es nur galt, Wohlen mit dem nahe gelegenen Aarau zu vertauschen. Es war, als ob ich eine Ahnung gehabt hätte davon, dass meiner in Lausanne freundliche Tage warteten, vielleicht auch, dass ich verständiger geworden war und einzusehen gelernt hatte, dass meine Eltern grosse Opfer brachten, wenn sie uns Kinder so bald schon und auf Jahre von sich getrennt hielten. In den Nachmittagsstunden des 12. August kam ich mit Vater, nach einer schönen Reise durch eine mir bislang unbekannte Gegend, in Lausanne an. Wir nahmen im Hotel Tauern Quartier. Ich war angenehm überrascht, vom Hotelier sowohl als auch von den servierenden Kellnern deutsch angesprochen zu werden, wie denn allüberall in der französischen Schweiz viel Deutsch gesprochen wird, was daher rührt, dass Deutsche sowohl als die deutschen Schweizer sich gegen geringe Entschädigung gern hierher verdingen, um Französisch zu lernen.

Gleich am nächsten Vormittag fuhren wir per Droschke zur Villa Arcacia hinauf nach Beaulieu, wo zwei Freundinnen, die Damen... und Faccard ein Mädchenpensionat hielten, in dem ich nun für die Dauer eines Jahres Aufnahme finden sollte. Beide Damen machten auf meinen Vater den denkbar besten Eindruck, und auch ich fühlte mich zu ihnen hingezogen, namentlich zu Madame, die etwas mütterlich Weiches an sich hatte; unbequem war mir nur der Umstand, dass die beiden kein Wort Deutsch konnten, denn nun musste ich wohl oder übel versuchen, meine in Aarau erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwenden. Nach längerer Rücksprache mit meinem Vater über das und

jenes und nachdem wir das reizend gelegene Haus und seine zweckentsprechende Einrichtung in Augenschein genommen hatten, verabschiedeten wir uns, denn bevor ich ganz hier blieb, wollte mir Vater noch Genf zeigen und den See. Erleichtert atmete ich auf, als wir die Droschke wieder bestiegen, um nach Ouchy zu fahren zur Dampfschiffstation, denn ich war wirklich befriedigt über mein erstes Debüt in der Pension und auch Väterchen meinte, dass es ihm hier besser gefalle als in Aarau, dass er überzeugt sei, dass ich mich in dem freundlichen, sonnigen, schön und frei im Garten gelegenen Haus bald und besser heimisch fühlen werde als bei der geistreichen, aber etwas gar zu klugen Familie Tanner in der dunklen Aarauer Behausung.

Nach zwei wunderschönen Tagen, die wir in Genf und dessen Umgebung verbracht hatten, kehrten wir am Vormittag des 15. August nach Lausanne zurück und nahmen im Hotel das Mittagessen ein, das mir trotz der vortrefflichen Zubereitung wenig schmeckte. Und dennoch, als um zwei Uhr Madame kam, um mich abzuholen, trennte ich mich wohl recht schwer von meinem guten Vater, aber ich benahm mich doch weniger kindisch als damals bei der Trennung von Mutter.

In den ersten Tagen war ich schüchtern und litt allen guten Vorsätzen zum Trotz an Heimweh. Als ich aber mit den Sitten und Gebräuchen des Hauses und mit meinen Mitgenossinnen genügsam bekannt war, verlor sich dieses rasch, und bald hatte ich die alte Munterkeit wieder und fühlte mich heimisch in diesem Kreis lebenswürdiger Menschen. Man liess auch in der Arcacia keinen Fehler, keine Unart ungerügt, aber es geschah auf eine andere Art, wirkte nicht so demütigend wie bei den etwas selbstgerechten Aarauer Damen.

Auch diesmal war ich nach Vaters Wunsch in einer frei denkenden, protestantischen Familie untergebracht, mit lauter protestantischen Mädchen zusammen, auch hier in Lausanne wurde morgens und abends aus der Bibel gelesen, und je mehr ich diese kennen lernte, desto reiner und unverfälschter drang die Lehre Christi mir ans Ohr und ins Herz. Unter den Pensionärinnen war eine, die in allen Beziehun-

gen über uns andere hinausragte: Rosa Fasnacht aus Murten. Um das feine Oval ihres reizenden Gesichtes hatte sie nach Defregger Art³⁰ zwei dunkle, schwere Flechten liegen und in ihren tiefblauen Augen mit den langen Wimpern und den fein gezeichneten Brauen lag ihre Seele, ihre feine, empfindsame Künstlerseele. Ein tragisches Geschick hat sie ereilt.

Ihre grosse musikalische Begabung erweckte den Wunsch in ihr, Klaviervirtuosin zu werden. Dank ihrem eisernen Fleiss und ihrer zähen Ausdauer hätte sie ihr Ziel auch wohl erreicht, wenn nicht ein körperliches Gebrechen sie in ihrem Höhenflug gehindert hätte. Die eine Schulter war etwas höher als die andere. Um nun diesen Fehler der Natur möglichst auszugleichen, musste sie einen Schnürleib tragen mit starker eiserner Einlage, die ihr beim stundenlangen Üben qualvolle Schmerzen schuf. Sie vermochte die Leiden, die ihr dies Martyrium bereitete, vorübergehend durch in Fett getränkte Wattebäusche erträglicher zu gestalten. Wurden die Schmerzen zu arg, hörte sie nicht etwa mit Üben auf, sie biss die Zähne fest zusammen, solange es ging und sie endlich in einem Tränenstrom Erleichterung fand. Oft habe ich sie in der Dämmerstunde, wenn ich Zeuge war des Kampfes zwischen dem gebrechlichen Leib und der starken Seele, vom Klavier weg gezogen, ihr Trost zuzusprechen und sie aufzuheitern versucht. Sie war meine liebste Freundin und Zimmergenossin. Sie verliess Lausanne lange vor mir, um am Stuttgarter Konservatorium ihre Musikstudien fortzusetzen. Ich hörte geraume Zeit nichts von ihr, bis sie mir eines Tages schrieb, dass es aus sei mit ihren Zukunftsplänen, dass ihr Professor bei aller Anerkennung ihres Könnens und energischen Wollens ihr entschieden von einer künstlerischen Laufbahn abgeraten habe, da ihre physischen Kräfte dazu nie und nimmer ausreichen würden. «Ich habe», schrieb sie weiter, «nach wochenlangem Hadern mit meinem grausamen Schicksal resigniert und werde nun Tagelöhnerin da, wo ich Priesterin sein wollte. Ich habe mich ent-

³⁰ Defregger: Franz von Defregger (1835–1921), bekannter Maler von Grossbildern aus dem Leben von Tiroler Bauern.

schlossen, eine Stelle als Klavierlehrerin anzunehmen, um Kinder zu unterrichten.» (...)

Als sie dann, sich umwendend, Tränen in meinen Augen wahrte, meinte sie leidenschaftlich bewegt: «Das, ja das habe ich gewollt, das Herz habe ich den Menschen rühren, durch Töne habe ich zu ihnen sprechen wollen: Seht, das haben unsere grossen Meister geschaffen und nun – was tu ich nun?» Nun brach auch sie in Tränen aus, ein unsägliches Mitleid mit der Gequälten überkam mich, und schweren, bangen Herzens nahm ich Abschied von ihr. Ich sollte sie nicht wiedersehen. Ein halbes Jahr später las ich im «Stuttgarter Tagblatt», dass die Musiklehrerin R. F. in Friedrichshafen, die Abwesenheit ihrer Pflegerin benützend, sich zum Fenster hinaus gestürzt habe und im Hof tot aufgefunden worden sei. Das war das Ende der hochgemuten edlen Künstlerin, meiner unvergesslichen Freundin.

Von den in Lausanne erworbenen Kenntnissen ist ausser dem, was direkt mit der Sprache zusammenhängt, nicht viel haften geblieben. Wohl hatten wir alle Fächer wie in Aarau auch und Racine, Corneille, Molière wurden vom Literaturprofessor mit uns durchgenommen, doch wüsste ich nicht mehr viel darüber zu sagen, denn um einen Klassiker in einer fremden Sprache zu verstehen, muss man doch noch viel gründlichere Studien gemacht haben, als wir sie bei aller Schulung gemacht hatten. Meine bei Käslin in Aarau gemachten Fortschritte im Klavierspiel erfuhren durch den Besuch des Konservatoriums Lausanne eine Steigerung. Monsieur Jacques, der auch Rosas Lehrer war, suchte mich dadurch zu fördern, dass er, meinen Ehrgeiz weckend, mich in die gleiche Klasse mit ihr und auch zwei anderen vorgerückten Schülerinnen einreichte. Unter den vieren, die sich in eine Unterrichtsstunde teilten, war ich die schwächste, aber ich profitierte viel durch die Kritik des Meisters an deren Leistungen.

In Lausanne besuchte ich viele Konzerte. In einem derselben hörte ich Hans von Bülow³¹. Es bleibt mir unvergesslich, und unvergess-

³¹ *Hans von Bülow*: bedeutender Dirigent, Pianist und Komponist (1830–1894); verheiratet mit Cosima, der Tochter Franz Liszts, der späteren Frau Richard Wagners.

lich sein Spiel. Es war kurz nach seinem Bruch mit Richard Wagner. In der Pension hörte man nicht darüber sprechen, aber wir erfuhren gleichwohl, warum der Konzertgeber kein einziges wagnerisches Werk interpretiere!

Von Zeit zu Zeit wurden von unserer Pension sehr hübsche, lohnende Ausflüge gemacht in Lausannes schöne Umgebung. Den interessantesten machten wir kurz, bevor ich die Arcacia verliess, nach dem Grossen St. Bernhard. In meinem damals geführten Tagebuch steht darüber zu lesen:

Hotel Gorges de Trient, den 25. Juli 1871

Wir kommen soeben vom Besuch der ebenso interessanten als berühmten Grotte ins Hotel zurück. Nach dem Tee wollen wir auch den Wasserfall Pisse-Vache, dessen gewaltiges Rauschen zu uns herüberklingt, besichtigen, denn morgen in aller Frühe geht es weiter.

Orisère, 26. Juli

Früh um vier Uhr aufgestanden, fahren wir nach rasch eingenommenem Frühstück in drei Wagen der Drance, einem Nebenfluss der Rhone, entlang bis dahin, wo der Weg, steiler werdend, eine Weiterfahrt im Wagen verbietet und wir auf Maultieren bergan reiten mussten. Hier machen wir kurze Rast, um die Tiere ausruhen zu lassen.

Liddes.

Immer steiler wird der Weg, kahler die Gegend. Auf den mächtigen Felsen liegen zerstreut einzelne elende kleine Dörfchen. Bei grosser Hitze sind wir eben hier angelangt, um im Hôtel d'Angleterre das Mittagessen einzunehmen. Im Zimmer und auch in der Küche, wie mich beim Vorübergehen ein Blick belehrte, wimmelts von Fliegen. Ich fürchte, es

möchten sich einige davon den Speisen beigesellen, die sowieso nicht appetitlich duftend eben herbeigetragen werden.

Hospiz Grosser St. Bernhard

Um fünf Uhr hier oben angelangt, stehen wir jetzt an der Grenzscheide der Schweiz und Italien. Schnee, soweit das Auge reicht, dazwischen hinein blühen an schneefreien, von der Sonne beschienenen Stellen Männertreu und Enzian. Wundervoll klar heben sich die Häupter der mächtigen Bergriesen rings umher vom blauen Himmel ab; der Abend ist hell, klar und kalt. Bald scheinen am Firmament die Sterne und halten Wache in dieser grenzenlosen Einsamkeit, die sich mir engend aufs Herz legt. Im gastlichen Hospiz haben wir freundliche Aufnahme gefunden. Der Herr Superieur und zwei Bernhardiner Mönche nahmen mit uns die Abendmahlzeit, bestehend aus Hammelfleisch und Reis, ein. Vor jedem Couvert auch eine Flasche Italienerwein. So soll es einen Tag sein wie an den andern. Da niemals irgendwelche Rechnung gestellt wird, ist es jedem einzelnen überlassen, eine freiwillige Spende in den aufgestellten Opferkasten zu legen. Ich war die Nacht über sehr unruhig. Die langen, dunklen, einfenstrigen Zimmer, die mit ungeheuren roten Vorhängen umgebenen Betten, die grenzenlose Stille, die nur durch das ferne Rauschen eines Wildbaches und manchmal durch das Knurren oder Bellen eines der prachtvollen Bernhardinerhunde, die in den Gängen Wache hielten, unterbrochen ist, beängstigten mich. Ich beneidete meine Freundinnen, die sorglos, ruhig atmend zu schlafen schienen.

Morgens fünf Uhr. Ich sitze am kleinen Fensterchen des Zimmers, das mir jetzt in der Tageshelle einen weit freundlicheren Eindruck macht als in der Nacht und schreibe in mein Tagebuch. Langsam kommt der Sonnenball hinter den Bergen hervor. Die ersten Strahlen fallen auf das Schneefeld hinter dem Hospiz und auf das Totenhäuschen, in welchem die Leichen derer ruhen, die im Laufe der Zeiten verunglückt aus dem Schnee hervorgezogen und hierher gebracht worden sind. Das

Glöcklein der Kapelle ruft zur ersten Messe. Wir alle – ohne Ausnahme – wohnen ihr bei.

Nach dem Frühstück. Eben wird gesattelt, die Maultiere, gut ausgeruht und gepflegt, sind heute ganz ausgelassen, sie wissen, dass es nun abwärts geht. So schön und interessant es hier oben ist, bin ich doch froh, nunmehr wieder in bewohnte Gegenden, zu Menschen zu kommen.

Am 28. Juli langten wir, von dem mehrtägigen, schönen Ausflug hoch befriedigt, wieder in Lausanne an. In der Arcacia fand ich einen Brief von Vaters Hand, worin er mir die Mitteilung von seiner für den 15. August geplanten Ankunft machte. In meine Freude, der Heimkehr nun so nahe gerückt zu sein, mischte sich ein gut Teil Bedauern, die lieben, so treu um mich besorgten Damen, meine Genossinnen und das freundliche Haus, in dem ich mit wenig Ausnahmen doch nur helle, frohe Tage verlebt hatte, zu verlassen.

Wildegg

Einem Adlerneste gleich, das am Felsen klebend gleichsam in der Luft zu hängen scheint, steht das Doktorhaus³² auf der schmalen Terrasse des hier steil abfallenden Schlossberges. Von unten her betrachtet, meint man, dass der nächste Sturm es wegfegen müsste, und es steht doch schon an die hundert Jahre. Von allen Seiten frei in die Luft ragend, lehnt es mit seiner Rückseite nur an dem bewaldeten Berg, auf dessen Gipfel das stolze Schloss Wildegg sich erhebt, einst der Sitz derer von Effingen, heute Eigentum des Staates.

Schon als Kind verkehrte ich im Hause Amsler. Ich erinnere mich noch ganz deutlich der Bretterhütte, welche meine Vettern Isler mit den Söhnen Amsler einmal in deren Wäldchen erstellt hatten, und des Festes, das wir darin gefeiert hatten, als sie fix und fertig, noch dazu ganz

³² *Amsler-Haus*: mehrfach erweitertes U-förmiges, um einen Hof gelegenes Landhaus unter Satteldächern; 18./19. Jh.; Wohnhaus der Ärztefamilie Amsler; s. Anmerkung 24, Seite 36.

wohnlich eingerichtet, da stand. Das liegt freilich weit zurück, ein ganzes halbes Jahrhundert.

Meine freundschaftlichen Beziehungen zu der Familie datieren zu- meist aber aus meiner Aarauer Institutszeit, während welcher ich mit einem der Söhne, Gerold, der gleichzeitig mit mir als Gymnasiast in Aarau studierte, oftmals nach Wildegg zu meinen Verwandten fuhr über den Sonntag. Seine einzige Schwester Anna war damals eines schweren Rückenmarkleidens wegen zu monatelangem Bettliegen verdammt, da sass ich dann gar manche Stunde an deren Bett und nahm mit Staunen wahr, mit welcher bewundernswerter Geduld das junge Mädchen sein Siechtum, das sie doch von allen Freuden der Jugend ausschloss, ertrug, ohne zu beachten, dass ihr für die vergänglichen Freuden, denen wir anderen jungen Mädchen nachjagten, ein umso reicheres innerliches Leben aufgegangen war.

Bei der freien Lage des Hauses konnte sie von ihrem Bett aus einen grossen Teil des Juras übersehen, dem Rauschen der unten vorüberfliessenden Aare lauschen und abends, wenn die Dämmerung in Nacht überging, die Sternbilder am Himmel aufsteigen sehen und sich an der Pracht des gestirnten Firmaments erfreuen. Lange, lange sass ich oft, ihre Hand in der meinen haltend, auf dem Bettrand bei ihr, ohne dass wir ein Wort gesprochen hätten. So erfüllt waren wir vom Anblick all der Himmels Wunder, die in unserer Brust nur gute und fromme Gefühle auslösten. Als dann die Freundin nach langer Zeit wieder genesen war und gehen konnte, gingen wir oft den schmalen Weg hinauf, der zwischen Garten und Wiesen hinaufführt zum «Schänzli», um da unter den weit ausladenden Ästen des alten Kastanienbaumes Schutz zu suchen vor der grellen Nachmittagshitze. Schöner aber war es hier am frühen Morgen, wenn der erste Duft auf Strauch und Bäumen lag und man bei klarem Wetter nicht allein den Jura in seinen verschiedenen Formationen, sondern auch die aus weiter Ferne herüberschimmernden, schneebedeckten Alpen bewundern konnte. Manch schönen Traum haben wir hier oben geträumt, ewige Freundschaft uns gelobt und sind doch auseinander gekommen.

Neben den feinsinnigen Eltern Amsler, neben der heissgeliebten Freundin, war es Gerold, der vornehme junge Doktor, dessen Anwesenheit bei meinen jeweiligen Besuchen mich beglückte, auf dessen Freundschaft ich stolz war. Es wäre wohl, da er meine Gefühle erwiderte, zu einem weit innigeren Verhältnis zwischen uns gekommen, wenn nicht Unberufene sich eingemischt und durch ihre ungeschickte Einmischung den Traum schon gleich im Entstehen zerstört hätten.



Haus Isler in Wildegg, Erbaut 1825

Vom «Schänzli» führt auf der anderen Seite der Weg hinunter, direkt zum Landhaus meines Onkels, das in gleicher Höhe etwa wie das Amslersche, jedoch viel geschützter liegt. Der Garten, eigentlich schon mehr der Park, fällt hier in drei sich übereinander türmende Terrassen ab, von denen die oberste Onkels ureigenste Domäne war, denn hier schnitt und okulierte er seine Rosen, pflegte er seine Spalierbäume, band die Reben auf und sammelte im Herbst die Früchte ein: sammetweiche Pfirsiche, saftige Birnen und goldene süsse Trauben. Onkel Aloys war gut, seelengut, doch wehe demjenigen, der unbefugt in dieses sein Reich sich einzudrängen erlaubt hätte: Es wäre ihm übel bekommen.

Für Tante Lisette bildete der untere grosse Ziergarten ein reiches Feld der Tätigkeit. Hier waltete sie mit seltenem Verständnis ihres Amtes, und noch im hohen Alter, als ihr das Gehen und Stehen bereits beschwerlich fiel, konnte man sie, auf einem Stuhl sitzend, dem Gärtner Anweisung erteilen sehen, und so war es denn auch kein Wunder, dass die vielen Gäste aus aller Herren Länder, die sommers über im Hause Isler abstiegen, sich an der seltenen Pracht des Gartens erfreuten, von dem sie nur die Vorteile genossen, ohne eine Ahnung zu haben, mit wie viel Mühe die Instandhaltung desselben verbunden sei.

Als Kind habe ich Wildegg immer mit sehr verschiedenen Gefühlen betreten: ein klein wenig Furcht, sehr viel Bewunderung und einem guten Teil Freude. Sobald es hiess, dass wir daselbst zum Mittagessen erwartet seien, hatten wir es schon gleich mit der Angst zu tun, ob auch alles glatt verlaufen und wir ohne Rüge durchkommen würden. Wenn dann die Stunde der Abfahrt von Wohlen gekommen war, nahm es Mutter mit der Inspektion von Haaren, Zähnen und Händen sehr genau, denn da durfte keine Haarschleife schief sitzen, und Zähne und Hände, die bei Hause manchmal sehr zu wünschen liessen, mussten in tadelloser Sauberkeit glänzen, ehe wir abfuhrten. In Wildegg selbst bemühten wir uns dann nach Kräften, an der Tafel recht mütterlich zu essen, wussten wir doch, wie viel Onkel und Tante darauf hielten.

Wie oft musste ich speziell, wenn ich in den Ferien dort weilte, von Onkel, der selbst etwas ungewohnt Vornehmes an sich hatte, hören, «aber Gottele, das schickt sich doch nicht», oder eine Bemerkung von Tante, dass das und jenes für mich grosses Mädchen nicht mehr passe, entgegennehmen. In solchen Augenblicken fiel mir dann gewiss meine heimlich betriebene Wasserpanscherei in der Bünz ein, und ich musste mich unwillkürlich fragen, was die gute, um den Anstand so ängstlich besorgte Tante wohl dazu sagen würde? Ob es ihr nicht doch am Ende zu Ohren gekommen ist, weil sie gerade um jene Zeit herum ihren ganzen Einfluss aufbot, um mich von Wohlen weg nach Aarau zu bringen?

Später, als wir vernünftiger geworden waren und einsehen gelernt hatten, dass Anstand und gute Sitte auch Dorfkindern wohl anstehen und dass gute Manieren zum Vorwärtskommen in der Welt einmal unerlässlich sind, änderten sich unsere Gefühle: Wir fingen an einzusehen, wie notwendig und gerecht jeder Tadel war.

Tante Lisette hatte etwas Fürstliches an sich, und sie besass jenen feinen Takt, der sie immer und in jeder Situation das Richtige treffen liess; ihr eignete jene schöne Aufrichtigkeit, die ein Lob aus ihrem Munde doppelt wertvoll, die verdiente Rüge auch doppelt empfindlich machte, weil man wusste, dass sie genau so empfand, wie sie es aussprach. Wir durften in allen Nöten, später auch mit unseren grossen Sorgen zu ihr kommen und uns bis in ihr höchstes Alter ihrer Freundschaft erfreuen. Sie starb hochbetagt im Alter von 87 Jahren und ruht nun schon an die zwei Jahre an der Seite des ihr mehrere Jahrzehnte vorangegangenen Gatten im kleinen Friedhof von Holderbank.

Wohlen 1871–1875

Aus den vor mir liegenden Tagebüchern aus den Jahren 1871 bis 1875, die meiner Erinnerung, da wo sie nicht mehr ganz lebendig vor mir steht, nachhelfen, erkenne ich dankbar an, was für ein glückliches, sorgenloses Leben ich damals in meinem Elternhaus geführt habe, und wenn neben dieser Erkenntnis heute auch eine andere Platz greift, die mich weniger froh zu machen vermag, ist das in meinen Jahren, wo die Vergangenheit alles, die Zukunft wenig mehr bedeutet, nicht eben verwunderlich. Ich fühle mich bemüssigt zu fragen, ob ich in jenen für mich unwiederbringlich verlorenen Jahren auch etwas Tüchtiges geleistet, irgendwelche Schätze für eine spätere Zeit gesammelt habe? Die Antwort lautet: nein.

Wohl war ich bemüht, die mir aufgetragenen häuslichen Obliegenheiten gewissenhaft zu besorgen, in freien Stunden der Lektüre und der Musik mich zu widmen, Spitzen für die dereinstige Aussteuer häkelnd

nachmittags lang am Fenster zu sitzen, ohne die gute Laune zu verlieren. Freilich die Nachmittagsstunden, die schon mit dem Schlage eins begannen, vergingen äusserst langsam: oftmals schweiften meine Blicke von der Arbeit ab, hinauf zur Turmuhr, ob sich deren Zeiger mir zu lieb sich nicht vielleicht etwas rascher drehen möchten. Es half nichts, und Sekunde um Sekunde, Minute um Minute schienen damals gerade so langsam zu verrinnen, wie jetzt am Abend des Lebens zu enteilen.

Meine Eltern hatten, wie aus den vorstehenden Blättern zu ersehen ist, grosse Opfer an Zeit und Geld für unsere Erziehung gebracht und waren auch noch nach Absolvierung von Schule und Pension bereit, jede Gelegenheit zu ergreifen, sobald es sich für uns darum handelte, etwas zu lernen. So liessen sie uns lange Zeit hindurch, so wie früher zum Klavierunterricht nach Muri, allwöchentlich einmal nach Lenzburg fahren, wo wir bei einem dortigen tüchtigen Lehrer unsere englischen Studien zu fördern suchten. Dieser unterrichtete mich, auf meinen besonderen Wunsch hin, in der Folge auch in den Anfangsgründen der italienischen Sprache, und jede Woche reiste ich, da nun Wohlen eine Bahn³³ hatte, zur Klavierstunde bei Käslin nach Aarau. Das alles war schön und gut. Wir lernten manches, aber doch nicht genug, vor allem nicht gründlich genug, als dass sich daraufhin je eine Existenz hätte gründen lassen. Da für ein junges Mädchen damals die möglichst gute Versorgung nur in einer glänzenden Partie bestand, galt vor allem eine gründliche Kenntnis der Haushaltungsarbeiten als notwendig. Aus der Ahnung heraus aber, dass über kurz oder lang die Zeit kommen müsse, wo auch den Mädchen ein anderer Wirkungskreis sich erschliessen würde, beneidete ich meinen eben in den Ferien bei uns weilenden Jugendfreund Walter Isler³⁴, wenn er in den Vormittagsstunden im Gartenhäuschen oder hinter dem Haus unter dem grossen Haselnussstrauch sitzend Cicero übersetzte und Homer las, während ich, Bohnen für den Mittagstisch putzend, daneben sass. Wenn er mir dann

³³ *Bahn*: die Südbahn erreichte Wohlen 1874.

³⁴ *Walter Isler*: der spätere Ehemann ihrer Schwester Pauline, den sie im Haus der Frau Amtmann Isler in Aarau kennen gelernt hatte.

manchmal eine besonders schöne Stelle aus der «Ilias» übersetzte, vergass ich darob meine Arbeit ganz und gar, und wenn dann das Mädchen die Bohnen abholen kam, lagen diese noch im Urzustand in der Schüssel, das Messer daneben, ich selber aber, die Gegenwart gänzlich vergessend, hing mit begeisterten Blicken am Munde des Freundes, der mir so Schönes kündete. Wohl gab es nun Schelte, und Mutters Ärger machte sich in den Worten Luft, dass ich eine unpraktische, dem realen Leben durchaus nicht gewachsene Träumerin und Phantastin sei und wohl auch bleiben werde. Sie sollte recht behalten.

Und doch schön waren die mit dem Jugendfreund verlebten Morgenstunden, schön die Abende in der luftigen, blütenduftenden Veranda, wenn er mit heller Stimme und in jugendlicher Begeisterung Schillers «Lied an die Freude» oder «Die Ideale» vortrug und Väterchen, angesteckt von unserem Enthusiasmus, sich herbeiliess, Tells Monolog «Durch diese hohle Gasse muss er kommen, es führt kein anderer Weg nach Küssnacht» zu rezitieren.

Stunden waren das, Momente, zu denen man wohl gerne gesagt hätte: Verweile doch, ihr seid so schön³⁵; doch die Zeit kennt kein Entgegenkommen, sie ist nicht galant, eilt unbekümmert weiter, nicht achtend des Glücks und der Freude und sich nicht kümmernd um das Leid des einzelnen Individuums.

So gingen die Jahre herum, eines folgte dem anderen, ohne irgendwelche Veränderungen von Bedeutung zu bringen. Wir arbeiteten und genossen bescheidene Freuden und Vergnügungen, wann und wo sich solche boten, hatten angenehmen Verkehr im heimatlichen Dorfe selbst sowohl als auch in dem benachbarten Wildegg, Lenzburg und Aarau, wo ich überall gute Freunde hatte, die mich gerne willkommen hiessen. In Wohlen pflegten damals und auch später noch das Ehepaar Dr. Bruggisser³⁶ am meisten das gesellschaftliche Leben. Die Erinne-

³⁵ *Verweile doch...*: Zitatanspielung zu Goethes «Faust». Fausts Wette mit Mephistopheles: «Werd ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch! Du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zugrunde gehen!»

³⁶ *Dr. Bruggisser*: Anton Bruggisser, Dr. med. (1835–1905), verh. mit Emma, geb. Isler; prakt. Arzt; ab 1871 Teilhaber der Firma; Grossrat (1879–1889), Nationalrat (1881–1884).

rung an den lebenswürdigen Vetter Anton, die lebenskluge Base Emma, die uns so oft majorisierten, wenn Vater durch sein immer häufiger auftretendes Unwohlsein verhindert war, den Ballvater zu markieren, bleibt mir immer eine der liebsten aus der Jugend und fernen Kindheit frohen Tage.

In Vaters Vertretung wechselte ein anderes junges, ganz junges Ehepaar mit Vetter Doktors ab, um uns bei Gelegenheit aller Art unter seine schützenden Fittiche zu nehmen, der feinsinnige Cousin Gretler³⁷ und seine schöne Frau Josie. Ich hatte damals keine leiseste Ahnung, dass mich auch in späteren Jahrzehnten eine trotz des grossen Altersunterschiedes innige Freundschaft mit deren zweitgeborenem Töchterlein Fanny, das zu jener Zeit, als wir ballfähig waren, noch in Wickelkissen steckte und mit seinen sinnigen Braunäuglein vergnügt um sich guckte, verbinden sollte.

Wenn ich mich entschliessen könnte, meine ferneren Lebensschicksale aufzuzeichnen, müsste und würde sie darin einen bedeutenden Platz einnehmen, wie sie ihn lange schon in meinem Herzen innehat; da ich es nicht tue, kann ich ihr ein Denkmal nur in der Erinnerung setzen.

Am efeuumspannenen Fenster, das über den weiten Sternenplatz auf die gegenüberliegende Kirche blickt, sassen in den Nachmittagsstunden unsere gar lieben Nachbarinnen, die gute alte Tante Plazid³⁸ und ihre Tochter, die blonde Bertha. Wer an diesem Fenster vorüberging, konnte nicht umhin, einen ehrerbietigen Gruss mit den bekannten und hoch angesehenen Damen zu tauschen. Auch wir haben von Kind auf gerne und oft in dem schönen Hause gewelt, dessen hohe, weite Zimmer, dessen geräumige Gänge den direkten Gegensatz boten zu dem beschränkten Platz im Elternhaus.

Im Fasching, wenn wir maskiert, den Ziehharmonika spielenden Lux an der Spitze, in Gruppen durchs Dorf in die bekannten Häuser

³⁷ *Cousin Gretler*: Meinrad Gretler (1850–1918), verh. mit Kreszentia Josefina (Josie), geb. Wohler, Enkelin des Martin Bruggisser.

³⁸ *Tante Plazid*: gemeint ist Hilaire, die Gattin des Plazid Isler. Siehe Anmerkung 14 «Tante Hilaire», Seite 22.

zogen, liess es sich nirgends besser tanzen als in diesem grossen, grau bemalten Zimmer, nirgends fand man besseren Schutz vor des Sommers Glut als in diesem hohen, kühlen Raum, und traulicher gestaltete sich nirgends ein Winterabend als am blauen Kachelofen in Tante Plazids gemütlicher Stube.

Im hohen Alter von 78 Jahren schlief die gute Greisin eines Morgens, während in der Kirche eben die Messe zelebriert wurde, sanft hinüber, nicht ohne durch ihren Heimgang im Verwandten- und Freundeskreis eine fühlbare Lücke zu hinterlassen. Die blonde Bertha führte dann lange Jahre hindurch ihrem vergötterten Bruder, dem schönen Emanuel, den Haushalt bis zu dessen Verheiratung, nach welcher sie sich in ihr reizendes Altjungfernheim in einem anderen Hause zurückzog, allwo sie nun ein der Freundschaft und dem Gutes tun gewidmetes Leben führte.

Öfter einmal kam ich in diesen Jahren als Gast zu der früher schon erwähnten Frau Amtmann Isler³⁹ in Aarau, deren geistige Regsamkeit mich ebenso anzog wie die selbstlose Güte, der Seelenadel ihrer Tochter Hedwig und die Freundschaft Walters. Und es kam die Zeit, so wie die Verhältnisse lagen, musste sie kommen, wo unsere wechselseitigen Gefühle über die Jugendfreundschaft hinauswuchsen, zur Liebe sich gestalteten, zu einer Liebe so rein und schön, so fein und ideal, dass der Gedanke daran noch heute in der Erinnerung mich beglückt. Ach Gott, es wär so schön gewesen, es hat nicht sollen sein.

Meine Eltern, die dem jungen Medizin Studierenden sehr zugetan waren, nahmen mich ordentlich ins Gebet, als sie von unserer Liebe erfuhren, und stellten mir unsere Gleichaltrigkeit als erstes Hindernis vor Augen. Mein Vater, der, immer kränkelnd, seine Lebensstage gezählt wusste, gab mir zu bedenken, dass eine Verlobung mit einem neunzehnjährigen Studenten, der mindestens sechs bis acht Jahre zu seinem Studium zur Gründung einer Existenz vor sich habe, eine Torheit sei und meinte, schwermütig, dass es ihm die Gewissheit, mich,

³⁹ Frau Amtmann Isler: siehe Anmerkung 23, Seite 36.

sein ältestes Kind, vor seinem Tod mit einem braven, fertigen Manne verheiratet zu wissen, das Sterben erleichtern würde, da der eventuelle Schwiegersohn meiner Mutter alsdann in allen Lagen beratend an der Seite stehen könnte. So leicht wurde mir aber das Entsagen nicht, und ich glaube nicht, dass ich heldenmütig genug gewesen wäre, auf mein Liebesglück kurzerhand zu verzichten, wenn mein Freund, der seinen Gefühlen wohl keine Ewigkeitsdauer zuzumuten sich vermass, nicht selber mit rauher Hand dem schönen, selten schönen Verhältnis ein Ende gemacht hätte. Er mochte wohl eingesehen haben, dass ein junger Mann von 19 Jahren bei aller ihm anhaftenden Ehrenhaftigkeit seiner selbst zu wenig sicher ist, um das Geschick eines gleichaltrigen Mädchens mit dem seinigen zu verknüpfen. Er hat wohl recht gehandelt und richtig empfunden, ist ihm doch viele Jahre später an der Seite meiner jüngsten Schwester Pauline ein schönes, reiches, Glück erblüht, das allerdings von kurzer Dauer war, indem die neidische Parze den Lebensfaden der immer etwas Zarten schon in deren vierunddreissigsten Lebensjahr durchschnitt.

Florenz, 1875–1876

Als wir am Weihnachtsabend des Jahres 1875, von der Bescherung in Wildeggen zurückkehrend, von der überraschend erfolgten Ankunft Onkel Leodigars und Vetter Alberts, die erst für eine spätere Zeit vorgesehen war, hörten, bemächtigte sich unser eine grosse Freude. Das war doch mal eine Abwechslung im täglichen Einerlei, denn dass dieser Besuch Anregung in unseren stillen Kreis bringen würde, wussten wir. Sehr erstaunt war ich aber über die mit dem Onkel vorgegangenen Veränderungen, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen hatte. Mit den Sorgenfalten auf der Stirn, dem gelichteten weissen Haar, seiner gebeugten Haltung, kam er mir sehr gealtert vor, während der Vetter mit tadelloser Eleganz gekleidet so recht das Bild eines vornehmen Kavaliers bot. Wir fühlten uns zuerst etwas befangen in seiner Gegenwart,

doch bald gelang es seiner liebenswürdigen, bestrickenden Art, alles Unbehagen zu bannen, und schon nach wenigen Tagen verkehrten wir ohne jeden Zwang mit ihm. Wenn er, der *beau causeur*, uns von Italienern erzählend, das Florentiner Leben schilderte, dann hingen unsere Augen wie gebannt an seinen Lippen, die so beredt von allem dem erzählten, nach dem ich im Geheimen schon längst gelehzt und gehungert hatte. Er mochte meine Gedanken erraten haben, als er eines Tages unvermittelt die Frage aufwarf, ob ich nicht Lust hätte, mitzukommen nach dem Süden, dem sonnigen Florenz. Meine Eltern, denen es geraten erscheinen mochte, für mich einen Ortswechsel anzustreben, wo neue Eindrücke die alten verdrängen würden, hatten nichts gegen eine Reise nach Florenz einzuwenden, als auch Onkel Leodigar bat, mich doch auf etwa ein halbes Jahr mitziehen zu lassen. Vergessen war momentan der Jugendfreund, vergessen meine unglückliche Liebe, konnte ich doch keinen anderen Gedanken mehr fassen als den meine Reise betreffenden. Hier in der Heimat war es noch bitter kalt, und während meine Augen den Schneewolken folgten, die grau und düster am Himmel standen, sah ich mich im Geiste bereits unter blühenden Mandelbäumen, zwischen Zypressen- und Orangenhainen lustwandeln und von der warmen Sonne mich bescheinen. Für die Meinen, die sich mit den Vorbereitungen für die bevorstehende Abreise mühten, muss ich in jenen Tagen direkt ungeniessbar gewesen sein. Sorglich mit gewohnter Akkuratess verstaute Mutter meine einfache Garderobe im Koffer, es war nicht die Garderobe einer Dame von Welt, sondern die eines Mädchens aus solid bürgerlichem Haus: solides, derbes Schuhwerk, gutes dauerhaftes Leinen, Kleider von bäuerlichem Zuschnitt und als Glanz und Renommierstück ein neues Gesellschaftskleid von knisternder Seide mit Schleifen und Rüschen allzu reich verziert.

Der für die Abreise bestimmte 7. Januar brach an. Als ich von einem doch ziemlich schweren Abschied von meinem heimeligen Stübchen hinunter kam ins Wohnzimmer, blieb mein Blick wie gebannt auf Vater haften. Wie schmal es geworden, das geliebte Antlitz, wie sil-

berweiss schon das Haar an den eingesunkenen Schläfen sich lockte. Hatte ich denn seither kein Auge gehabt für die Veränderung in den geliebten Zügen, kein Ohr für den schlimmen, trockenen Husten, der ihn eben wieder quälte und ihm die Röte in die blassen Wangen trieb? War es recht, den leidenden Vater, der mich doch vielleicht schmerzlich missen mochte, zu verlassen, um in der Grossstadt schalen Vergnügungen nachzujagen? – Als ich, vom Frühstück aufblickend, aber aus des Veters, wie mir schien, spöttisch auf mir ruhenden Blicken gleichsam einen Tadel über meine sentimentale Regung herauszulesen glaubte, gab ich mir und meinen Gedanken einen gewaltsamen Ruck, und siehe da, es gelang. Wie weggewischt war das weiche Empfinden. Nur nicht schwach werden jetzt, sagte ich mir, denn nun gilt es, die Hand zu ergreifen, dem Führer zu folgen, der die Schlüssel hatte zum Tor, das zum Leben, zum wahren Leben führt und seinen Freuden.

Der Abschied von Eltern und Geschwistern war vorüber, fröstelnd standen wir, den Zug erwartend, am Bahnhof meines Heimatdörfchens, das im Licht des heraufziehenden Wintertages recht nüchtern da lag vor unsern Augen. «Bald werden Sie den Frühling grüssen, Cousine, und die Sonne sehen und den blauen Himmel», flüsterte Albert mir ins Ohr, während Onkel, ohne ein Wort zu sprechen, stumpf vor sich hinbrütend daneben stand. Auch als der Zug uns aufgenommen und wir in einem Wagen, dessen Heizungskörper nicht richtig funktionierten, frierend Bern entgegenfuhren, hielt Onkels Schweigen an. Ich kannte mich nicht mehr in ihm aus, der früher immer zu einem Spässchen aufgelegt, ein gar unterhaltender Erzähler war. Von Bern ab, wo wir den Wagen mit einem andern, wohl durchwärmten vertauscht hatten, konnten wir die Reise nach Genf in angenehmeren Verhältnissen fortsetzen. Nach mehrstündigem Aufenthalt daselbst fuhren wir nachts zwölf Uhr ab und durch den Mont Cenis nach Turin. Unseren Plan, hier einen Tag zu rasten, liessen wir unausgeführt, da Onkel Leodigar, der sich erkältet hatte und durchaus unwohl fühlte, den Wunsch äusserte, durchzufahren, um möglichst rasch nach Hause zu kommen. Vom italienischen Himmel nahm ich nicht viel wahr, auch hier hingen

die grauen Wolken tief herunter und gaben der ganzen Gegend, die teilweise eine recht öde und traurige ist, einen melancholischen Anstrich.

Bang wurde mir aber doch ums Herz, als wir uns am späten Abend der Blumenstadt näherten, umso banger, als Onkels Apathie zuzunehmen schien, je näher wir kamen. Er war mir ein Rätsel, und ich konnte ihn, den stets so liebevoll um mich Besorgten, gar nicht verstehen, nicht begreifen, warum er jetzt, wo wir dem eigenen Heim, der Familie, näher rückten, nicht froher wurde, und vor allem auch, warum er kein Wort der Ermunterung für mich hatte, da er doch fühlen musste, wie mir jetzt zumute sein mochte. Endlich tauchte sie auf, die schöne Arnostadt, im Glanze von tausend Lichtern: «Firenze, Firenze» rufend, riss der Schaffner die Coupétüre auf; wir stiegen aus. Ein Diener in gelber Livrée nahm unser Handgepäck in Empfang. Onkel schien ihn nicht zu bemerken. Auch der Vetter, der ihm in herrischer Art seine Befehle gab, hatte keinen Gruss für ihn. Ich musste an unseren alten Jakob denken daheim, und beinah wären mir die Tränen dabei gekommen, was würde der zu einer solchen Begrüssung sagen?

Im Wagen, der unser vor dem Bahnhof harrte, fuhren wir durch die belebten Strassen von Florenz nach der Via Santa Catarina, wo Onkel eine prachtvolle Wohnung von vierzehn Zimmern innehatte. Ich kam an diesem Abend, auch an manchem anderen, aus dem Staunen nicht mehr heraus, zu viel Neues, Überwältigendes stürmte auf mich ein. Der Empfang von Seiten der guten Tante Luise, die sich bemühte, Schweizerdeutsch mit mir zu reden, war ein überaus herzlicher. Nach unserer Ankunft bei Hause legte Onkel sich sofort ins Bett, während wir uns nach der langen Bahnfahrt das Abendessen, vom Diener fein und appetitlich serviert, schmecken liessen. Es war lange nach Mitternacht, als Tante mich in die für mich bestimmten Zimmer führte, es waren die Zimmer, die die Cousine vor ihrer Verheiratung bewohnt hatte. Zu müde, um dieselben noch am Abend einer weiteren Besichtigung zu unterziehen, legte ich mich zu Bett und schlief auch sofort ein, träumte von zu Hause, von ihm, dem noch immer heimlich Geliebten, und schlief bis in den lichten Morgen hinein. Beim Frühstück, welches

ich mit Tantes Gesellschafterin alleine einnahm – diese selbst und auch der Vetter waren nicht sichtbar –, hörte ich, dass Onkel in der Nacht kränker geworden sei und dass man eben den Arzt erwarte. Diese Nachricht stimmte mich herunter und es war mir überhaupt recht eigentümlich zumute an diesem ersten Morgen unter Italiens vielgerühmtem blauen, an diesem Tag leider aber recht grauen, trüben Himmel. Die grossartig eingerichtete Wohnung imponierte mir zwar gewaltig, aber im Grunde meines Herzens musste ich mir doch sagen, dass es in unseren kleinen, einfacheren Zimmern zu Hause gemütlicher und vor allen Dingen wärmer sei, denn Öfen gab es hier nicht und das Kaminfeuer allein vermochte diese hohen, kapellenartigen Zimmer mit den Steinböden kaum zu erwärmen, sodass ich bei dem trüben, regenschweren Himmel, der ziemlich kühlen Temperatur, ein gut geheiztes Stübchen der kalten Pracht vorgezogen hätte. Heimweh hatte ich auch hier, im viel besungenen Süden, Heimweh nach meinem Dorf, nach den Meinen, auch nach ihm, dem fernen Freunde. Ich ärgerte mich über den Vetter⁴⁰, konnte nicht begreifen, warum er mich hier so vollständig vernachlässigte, nachdem er mir in Wohlen seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Ich sollte erst später den Grund dieses seltsamen Benehmens erfahren.

Nun erschien auch die Tante zum Frühstück. Auf meine Anfrage nach des Onkels Befinden wies sie mit der Hand nach der nur angelehnten Tür, die in sein Schlafzimmer führte. Ich trat ein und fand den Kranken weit schlimmer, als ich mir gedacht hatte. Mit hochgerötetem Gesicht lag er da, keuchend und pfeifend entrang sich der Atem seiner kranken Brust, und die Hand, die er mir zum Morgengruss entgegenstreckte, fühlte sich heiss und schweissig an. Der Arzt, der bald nachher kam, stellte Rippenfellentzündung fest. Wochenlang dauerte die Krankheit selber, Monate lang die Rekonvaleszenz.

So war ich denn in dieser Zeit viel auf Tantes Gesellschafterin angewiesen, mit der zusammen ich Florenz selber in stundenlangen Mär-

⁴⁰ *Albert*: Alberto Bruggisser, siehe Anmerkung «Leodigar Bruggisser» Anmerkung 4, Seite 12.

schen und dann im Wagen auch dessen prächtige Umgebung kennen lernte. Freilich bot die Unterhaltung mit der nur ihrer Muttersprache mächtigen Florentinerin grosse Schwierigkeiten, die sich aber mit jedem Tage verminderten, da ich, dank meiner Vorkenntnisse und dank der vortrefflichen Stunden, die ich seit meiner Ankunft bei einer italienischen Lehrerin nahm, mich bald mit meiner Begleiterin verständigen konnte. Fräulein Elevira war es auch, die mich in die Kunstsammlungen, in den Palazzo Pitti und in die Uffizien führte. Es war das gut, denn ich glaubte nicht, dass ich später, als Tante mit mir das Florentiner Leben zu geniessen anfing, dahin gekommen wäre, sodass es mir am Ende gegangen wäre wie jenen, die in Rom gewesen sind und den Papst nicht gesehen haben, dass ich in der grössten Kunststadt geweilt hätte, ohne deren Schätze kennen gelernt zu haben. Seit München damals, wo Mutter und ich mit dem Lohndiener die dortigen Pinakotheken durchheilt hatten, hatte ich nichts Derartiges mehr gesehen. Leider versagte auch hier in Florenz die Führung. Meine Begleiterin führte mich in den weltgerühmten Uffizien durch die verschiedenen Säle; den Ilias-, Saturn-, Venus-, Apollsaal und wie sie alle heissen, nach dem Gerechtigkeitssaal, in welchem ich am liebsten verweilte. Hier befinden sich die beiden «Venus» von Tizian, die Raffaelsche «Fornarina», die allein schon imstande sind, den Beschauer stundenlang zu fesseln, abgesehen von den wundervollen Marmorskulpturen, die da das Auge fesselten. Dann gingen wir durch den langen Verbindungsgang über den Ponte Vecchio hinüber in den Palazzo Pitti, der eine Auswahl des Besten bietet, das das 15. und 16. Jahrhundert hervorgebracht hat. Das oberste Stockwerk dieses königlichen Palastes enthält die berühmte Galerie, die ehemalige Privatsammlung der Medizeer, die wohl an Grösse, nicht aber an Wert von irgend welcher anderen übertroffen wird, enthält sie doch allein sechs eigenhändige Werke von Raffael, dann verschiedene von Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto, von Tizian und Rubens. Wenn wir dann, müde vom Schauen und Betrachten, hinunterstiegen in den prächtigen Boboligarten, der sich hinter dem mächtigen Bauwerk am Abhang hinzieht, dann wusste

ich nicht, sollte ich mehr staunen über dieses kleine irdische Paradies mit seiner Blumen- und Blütenpracht, das sich da inmitten der Stadt ausbreitet und werktags wie sonntags kostenlos allen geöffnet steht, die der engen Behausung in den düsteren kleinen Gassen der Blumenstadt entfliehen wollen, oder über die gemalte tote Pracht der Kunstwerke drin in den Sälen.

Als es nach Wochen mit Onkels Gesundheit besser ging und Tante mich begleiten konnte, fuhren wir Tag für Tag in der fein bespannten Vittoria⁴¹ nach den Cascinen, wo die elegante Welt, ebenso auch die Lebewelt von Florenz sich trifft. Solange mir die Sache neu war, gefiel mir dieser täglich sich wiederholende Wagenkorso, doch dann fing dieses langsame, schrittweise Auf- und Abfahren mich zu langweilen an. Denn um Interesse, wirkliches Interesse an all den hier zur Schau sich stellenden Kunst-, Geld-, Namens- und Modegrößen zu nehmen, hätte ich doch wohl länger in Florenz weilen müssen. Berechtigtes Aufsehen rief bei diesen täglichen Cascinenfahrten meine Cousine Adele, seit zwei Jahren verheiratete Madame Charles, hervor, war sie damals doch eine der schönsten, viele behaupteten, die schönste und eleganteste Erscheinung in der Florentiner Gesellschaft.

Tante Luises Augen strahlten vor Glück und berechtigtem Mutterstolz, wenn sie der gefeierten, viel umworbenen Tochter ansichtig wurde, wenn sie bemerkte, wie die Augen all der schönen Frauen und Mädchen ihrem eleganten, tadellos gekleideten Ältesten, dem schönen Alberto, folgten, wenn er auf seinem Barrocino⁴², den zierlichen kleinen Tebaldo hinter sich auf dem Kutschersitz, an uns vorbeifuhr.

Ich fing an zu begreifen, warum Onkels Sorgenfalten sich immer tiefer in Stirn und Wangen gruben, wenn ich seinen Hausstand mit dem unseren bei Hause verglich und an die Ausgaben dachte, welche ein solches Leben notwendig mit sich bringen musste. Manch langer Seufzer mochte seiner Brust entsteigen, wenn wir am Abend in diesen Sei-

⁴¹ *Vittoria*: herrschaftliches Kutschenfahrzeug.

Cascinen: ital. Cascina, berühmter Spazierweg in Florenz, der zu einem schönen Park führt.

⁴² *Barrocino*: zweirädriges Gefährt.



Alberto Bruggisser
1852–1896

de knisternden Kleidern an ihm, der gebückt, vor Sorgen gebeugt, am Kamin sass, vorüberrauschten, um ins Theater zu fahren oder in Gesellschaft. Wenn ich dann Tante eine diesbezügliche Bemerkung machte und meinte, ob Onkel es nicht doch unangenehm empfinde, wenn wir ihn Abend für Abend allein seiner trüben Stimmung überlassen, antwortete sie mir immer das Nämliche, dass ich mich ganz grundlos ängstige, dass der arme Leone eben ein schwermütiger, grüblerischer Schweizer sei, der

sich unnötige Sorgen mache und absolut nicht verstehe, sich das Leben angenehm zu gestalten.

Darin war sie, die glücklich veranlagte Optimistin, nun allerdings Meisterin, denn sie genoss, die Sorgen dem Gatten überlassend, jede Stunde und das, was sie Schönes brachten.

Meine Gastgeber verwöhnten mich über alle Massen, und ich, ich liess mich verwöhnen und fand es schliesslich ganz natürlich, wenn jeder Abend ein neues Vergnügen brachte. Am liebsten ging ich ins Theater, und da Onkel, im Feinsten und Vornehmsten derselben, in der Pergola eine Loge gemietet hatte, sassen wir sehr oft darin. Ich hörte nun nacheinander die bekanntesten italienischen Opern und war entzückt von dem Melodienreichtum, den sie enthalten. Ich spielte, angesteckt von meiner Umgebung, nur noch Potpourris und Fantasien aus den gehörten Werken, und meine mitgebrachten klassischen deutschen Meisterwerke hatten gut Ruhe.

Eines schönen Tages war auch Onkels jüngster Sohn Alfredo, der auf dem Landgut Poggio Casciano⁴³, neben dem sich auch die Fabrik



Alfredo Bruggisser
1856–1898

⁴³ *Poggio Casciano*: Landgut in der Umgebung von Florenz (7 poderi) mit 80 ha Land; geht auf Leodegar Bruggisser zurück. In Florenz wurden der Einkauf und die Spedition besorgt; die Ausrüsterei und später auch die Bleicherei befanden sich bis 1896 in Poggio Casciano, dann vereinigt mit dem Büro in Florenz. Nach dem Tode von Alfredo Bruggisser 1898 ging das Gut an die Firma und wurde 1912 verkauft.

befand, seinen Wohnsitz hatte, nach Florenz gekommen. Schön wie Apollo war dieser jüngste Spross der Familie; im Wesen mehr dem Vater ähnelnd, hatte er für seine Jahre ungewohnten Ernst in sich und war, was die Lebensführung anbetrifft, genau das Gegenteil von seinem älteren Bruder. Von meiner Anwesenheit nahm er nicht mehr Notiz, als die Höflichkeit erforderte, und schied schon gleich nach dem Essen wieder.

Meine Cousine Charles⁴⁴, der meine ländlich aufgeputzten Kleider ein Dorn im Auge waren, hatte sich der Umgestaltung meines äusseren Menschen angenommen, und dank deren vorzüglichem Geschmack, dank aber auch des mir von Vater eröffneten Kredites ging es damit rasch vonstatten. Onkel hatte nur ein schwermütiges Lächeln, als er mich erstmals in einem richtigen Tailor-made erblickte, und meinte dann, dass ich natürlich mit den Wölfen heulen müsse, hier in seinem Hause sowohl als auch in der Gesellschaft.

Was so ein Tailor-made nicht alles ausmacht. Kaum dass ich mich ein paar Mal damit angetan den kritischen Blicken meines Veters ausgesetzt hatte, begann sein Interesse an meiner unbedeutenden Person wieder zu erwachen, indem er mich mit Aufmerksamkeiten überschüttete und mich zu Spazierfahrten auf seinem Zweiräder einlud. Nun wusste ich, warum der elegante Vetter seither so wenig Notiz von mir genommen hatte; ich war ihm zu ländlich, zu wenig Dame, zu viel Naturkind. In Wohlen war das anders, da gehörte ich zu und in eine Umgebung, und auch mit ihm war es da anders, er hatte keine Ablenkung, und die Unterhaltung mit den Cousinen war eine einfache Notwendigkeit, die ihm helfen sollte, die Zeit totzuschlagen.

Diese Erkenntnis war bitter, aber heilsam, denn sie gab mir den Beweis dafür, dass das Sprichwort Recht hat, das da sagt: Wie du kommst gegangen, so wirst du empfangen.

Auf einem Ausläufer des Monte Hasso liegt Poggio Casciano, eingebettet zwischen Oliven- und Orangenhainen. Eine Stätte der Ruhe

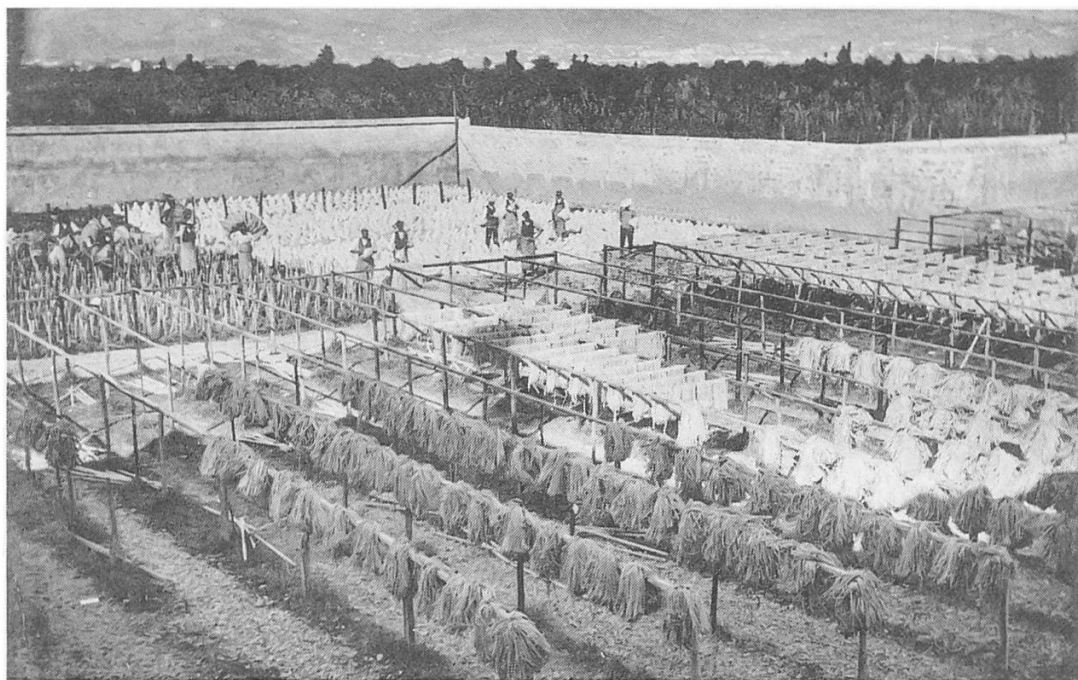
⁴⁴ *Meine Cousine Charles*: gemeint ist Adele Bruggisser in Florenz.

und des Friedens bietet es in der Weltabgeschiedenheit des Bergtales. Der Garten vor dem lang gestreckten, mit grünen Fensterläden versehenen einfachen Hause ist nur durch eine Steinmauer von dem unten vorbeiführenden Weg getrennt, der zu den umliegenden Gehöften führt. In diesem Garten duftet und blüht es, wie es eben nur in einem von italienischer Sonne bestrahlten Garten blühen und duften kann. Was für wunderbar schöne Frühsommerabende habe ich hier verlebt, wenn der Vollmond sein Licht über die Gegend ergoss, am tiefblauen Himmel Stern an Stern erglänzte, wenn im Gras die Grillen zirpten, die Nachtigall im Busche sang und wenn die Leuchtkäfer die Luft durchschwirrend, sich aufs Haupt ins Haar mir setzten und nichts die Stille unterbrach als fernher tönende Mandolinenklänge und die Stimme einer verliebten Schönen, die im Lied der Sehnsucht Ausdruck gab nach dem fernen Geliebten.

In solchen Stunden flogen meine Gedanken fort über die Apenninen, heim zu den Meinen, auch zu ihm, dem Abtrünnigen? Nein, denn merkwürdigerweise konnte ich jetzt seiner ohne alle Bitterkeit, ohne jeden Schmerz gedenken. Ich hatte ihn nicht vergessen, den einst im Frühling des Lebens so heiss geliebten Freund, aber das musste damit vorbei sein, ein für alle Male, und nirgends hätte ich wohl besser Heilung gefunden für meinen Liebesschmerz als hier im Wunderland Italien.

Trotz ihrer Einförmigkeit flogen auch hier oben die Tage rasch dahin. Schon am frühen Morgen, wenn Onkel und Tante noch schliefen, machte ich mit Alfredo lange Spaziergänge, zumeist auf die Nachbargüter, die ziemlich weit auseinander lagen. Es war eine Lust, mit dem Vetter zu wandern, trotzdem er ein recht schweigsamer Begleiter war. Ich hätte manchmal gewünscht, Gedankenleserin zu sein, um zu wissen, warum er gerade mir gegenüber meist so unnahbar und verschlossen blieb. Dann doch wieder so lebenswürdig und gütig zu mir sein konnte.

Poggio Casciano steht bei mir in gutem Andenken, trotzdem die ländliche Idylle, die ich hier durchlebte, auch ihre Schattenseiten hat-



Landgut Poggio Casciano (wo sich von 1854—1896 die Flusrüsterei befand)

te. Die Nachrichten über meines lieben Vaters Befinden lauteten so widersprechend, dass ich mich den einen Tag der Undankbarkeit, des sträflichen Leichtsinns zieh, weil ich nicht längst abgereist war, um am Krankenlager den Platz auszufüllen, der mir als Ältester zukam, um dann am anderen Tag, wenn etwas bessere Berichte kamen, wieder über meine pessimistische Stimmung zu lachen. Ich kannte damals den Verlauf eines chronischen Lungenleidens nicht und wusste nicht, dass die abwechselnden Besserungen und Verschlimmerungen ausgesprochene Merkmale dieser schrecklichen Krankheit sind. Oft versuchte ich, den Onkel zu bewegen, mich doch allein reisen zu lassen, da der Arzt ihm selber bislang die geplante Reise nach der Schweiz versagt hatte, es wurde nichts daraus, denn immer wieder von neuem gab er mir die Versicherung, dass es mit meiner Heimkehr keine Eile habe, solange Vetter Doktor in Wohlen eine solche nicht für dringend nötig erachte, denn er habe ihm in die Hand gelobt, eine ernsthafte Verschlimmerung in Vaters Zustand gewissenhaft nach Florenz zu melden. Und so blieb ich wieder, immer wieder und liess mich beschwichtigen.

Cousine Adele, deren Gatte Alberto und ein in Onkels Geschäft tätiger junger Wohler Vetter, August Frei⁴⁵, kamen sehr oft auf ein paar Tage nach Poggio Casciano, um in der köstlichen Ruhe die vom Stadtleben stark mitgenommenen Nerven etwas auszuruhen. August kam meist an den Samstagabenden und blieb dann bis Montag früh. Eines schönen Sonntags im April erwarteten wir ihn umsonst; er kam nicht, und es kam auch keine Botschaft, worüber wir bei der ihm innewohnenden Höflichkeit etwas erstaunt waren, ohne uns indessen weitere Gedanken darüber zu machen. Es war eine prachtvolle Mondnacht, die diesem Abend folgte. In übermütiger Stimmung, wie sie zwanzigjährigen Glückskindern, die wir damals waren, eignet, machten Alfredo und ich einen langen, ausgedehnten Spaziergang nach dem Mon-

⁴⁵ *August Frey*: August Freys Grossvater gleichen Namens war mit Nanette Bruggisser, einer Tochter von Alwines Onkel Peter Bruggisser, verheiratet. Sein jüngerer Bruder Traugott führte in Wohlen ein früher bekanntes Tuchgeschäft.

te Hasso, von dem aus wir die Blicke über das in nächtlichem Schweigen daliegende Arnotal hinweg nach dem im Lichterglanz erstrahlenden Florenz schweifen liessen. Nie noch war mir all die Zeit her der Vetter so knabenhaft jung, so heiter vorgekommen, und auch ich hatte alle Sorgen um des fernen Vaters Befinden abgestreift und gab mich dem Genuss des Augenblicks hin. – Da, mit einem Mal verstummten wir. Keiner hätte wohl zu sagen gewusst, warum; es war, wie wenn eine kalte Hand uns ans Herz gegriffen, die Lebensfreude in uns erstickt hätte. Still und lautlos kehrten wir heim. In der Früh des Sonntagmorgens brachte Alberto die Kunde von der Stadt herauf, dass Vetter August am Samstagabend bei einer mit einem befreundeten Landsmann unternommenen Wagenfahrt verunglückt sei und noch in derselben Nacht, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben, gestorben sei und nun im Kirchlein von Sant'André a Rovizzano aufgebahrt liege. Mit einem langen Blick sahen Alfredo und ich uns an, wir gedachten der Stunden in der letzten Nacht, wo aus dem hellen Übermut heraus die trübe Ahnung von einem drohenden Unheil über uns gekommen und wie Grausen uns überkommen hatte mitten in der Jugendlust. Wir alle waren aufrichtig betrübt über das jähe Ende des kräftigen jungen Mannes, der uns nicht nur verwandt, sondern auch freundschaftlich nahe stand, und Onkel litt bei seinem krankhaft gesteigerten Empfinden grosse Qualen über den Heimgang seines hoch geschätzten Mitarbeiters im Geschäft. Mir blieb die Aufgabe, nach der Schweiz über den traurigen Fall das Nähere zu berichten.

Wochen vergingen, die wir wieder in Florenz verlebten und die eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen boten. Es war selbst für mich, die ich doch was aushalten konnte, zu viel und ich war froh, als wir Anfang Juni wieder für längere Zeit auf das Land gingen.

Es war an einem schönen Juniabend, als Alfred und ich, in Gedanken vertieft, auf der Steinmauer des Gartens sassen. Um uns her blühten die Rosen, deren starker Duft etwas Berausches hatte, und über uns am nachtschwarzen Himmel funkelten und glitzerten Myriaden von Sternen in seltener Pracht. Kein Laut unterbrach die nächtliche

Stille. Es kam mir vor, als ob wir in einem verzauberten Garten weilten, in dem niemand lebe und atme ausser uns, die wir hier sassen und träumten. Da geschah es, dass Alfredo einen Arm um mich schlang und mit den süssen Lauten seiner Muttersprache mir zuflüsterte, dass er mich liebe, heiss und innig, und dass ihm der Gedanke, mich nicht wieder und dann für immer nach Italien zurückkehren zu sehen, unerträglich sei. Ich hatte seither so wenig Ahnung von seinen Gefühlen für mich gehabt, als ich selbst nichts anderes wusste, als dass ich ihm eben gut war, dem grossen, schönen Jungen. War es der berauschende Rosenduft, der Zauber der linden, weichen Sommernacht oder war es die Gewalt der auf mich einstürmenden Liebesworte, ich vermag es nicht zu erklären, ich weiss nur, dass ich im beseligenden Gefühl, ein Herz gefunden zu haben, dem ich nicht gleichgültig war, das im jugendlichen Feuer für mich glühte, meinen Kopf an seine Brust lehnd, ihm versprach, die Seine zu werden.

Arm in Arm traten wir zu Onkel und Tante ins Zimmer, deren herzliche Freude, mich nunmehr dem engsten Familienkreis einverleibt zu sehen, mich wohltuend berührte. Unsere Verlobung, welche mit einer Flasche Sekt gefeiert wurde, endete im besten, herzlichsten Einvernehmen, und spät erst gingen wir zu Bett. Ich konnte keinen Schlaf finden. Gedanken aller Art stiegen in mir auf, und nun, wo er nicht mehr unmittelbar bei mir war, der liebe Junge, stiegen doch etwelche Befürchtungen in mir auf, dass ich doch etwas übereilt gehandelt, indem ich ihm ohne weiteres mein Wort gegeben, denn es kam mir zum Bewusstsein, dass Alfredo, im gleichen Alter mit mir stehend, ein gar so junger, unerfahrener Führer durchs lange Leben für mich werden würde. Erst gegen Morgen schlief ich ein und träumte allerlei dummes, wirres Zeug.

Beim Frühstück am anderen Morgen wurde nun beratschlagt, ob wir unsere Verlobung nach Wohlen depeschieren oder brieflich darüber berichten wollen. Mir wurde angst und bang, wusste ich doch nicht, wie mein Vater diesen selbständigen Schritt in dem kranken Zustand, in dem er sich befand, auffassen würde, denn ob Alfredo, der

blutjunge Mensch, dem Ideal entsprach, das er sich vom Gatten seiner Ältesten gemacht haben mochte, wagte ich nicht zu entscheiden.

Ich bat den Onkel, mit der Mitteilung zu warten bis zu unserer Ankunft in der Schweiz, die für Ende des Monats vorgesehen war, und nach einigem Überlegen meinte er auch, dass es am Ende so besser sein werde.

Die letzten acht Tage meines Florentiner Aufenthaltes verbrachten wir in der Stadt. Tante Luise machte bereits alle möglichen Pläne für unseren künftigen Hausstand, und, gutherzig, wie sie war, hätte sie, um uns eine baldige Verheiratung zu ermöglichen, die eigene Wohnung, den Wagen, die Theaterloge, alles mit uns geteilt. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn ich sie im Pläne machen eine so rege Tätigkeit entfalten sah, und ich musste lachen, wenn ich mir den frischen, knabenhaft jung aussehenden Vetter als würdigen Ehemann an meiner Seite dachte.

Ende Juni schieden wir von der schönen Arnostadt. Lange noch, als der Zug bereits den Bahnhof verlassen, klang mir das *Arrivederci*, das mir von allen Seiten als Abschiedsgruss zugerufen wurde, in den Ohren. Dass ich Florenz und all die Lieben nie mehr wiedersehen würde, verriet mir keine leiseste Ahnung.

Die Heimreise ging über Mailand nach Locarno, woselbst wir übernachteten, um dann anderen Tages nach Airolo zu fahren und von dort per Wagen über den Gotthard. Wir hatten keine Ahnung von dem vielen in letzter Zeit gefallenen Neuschnee, auch nicht davon, dass wir den weitaus grösseren Teil des Weges würden im Schlitten zurücklegen müssen. Mir machte die Fahrt über das winterliche Gelände mitten im Sommer vielen Spass, denn ich war gesund, jung und unternehmungslustig; auch das Gerüttelt- und Geschütteltwerden in den kleinen Bergschlitten, die genau aussahen wie ein Schreibpult mit Deckel, der oben eine Öffnung hatte, durch welche man den Kopf streckt, störte mich nicht im mindesten, für Onkel aber, den eben erst von schwerer Krankheit Genesenen, bedeutete dieser Teil der Reise eine grosse Strapaze, die er jedoch mit erstaunenswertem Gleichmut

ertrug, denn jede Meile, die wir zurücklegten, brachte ihn ja seiner geliebten alten Heimat näher.

Das Wiedersehen mit meinen Eltern sollte in Gersau stattfinden, allwo sie bereits schon einige Zeit zur Erholung weilten und wo auch Onkel einen längeren Aufenthalt nehmen wollte. Je näher wir unserem Ziel kamen, desto bänger wurde mir zumute, denn nun würde sich das Geständnis über meinen eigenwilligen Schritt nicht mehr hinauschieben lassen.

Es war ein schöner Tag, ein richtiger Hochsommertag, als wir von Flüelen mit dem Dampfer den See hinunter nach Gersau fuhren. Da lagen sie nun wieder im Sonnenglanz vor mir, die Berge, alle mit ihren Schneekappen und ihren Eisfeldern, und rechts und links vom Schiff aus gesehen, dehnten sich die mir von Jugend auf bekannten Ufer des einzigen Vierwaldstättersees, und drüben, dort hinter dem Schillerstein, lag das Rütli, das vielbesungene, altvertraute. Das alles sollte ich vielleicht schon in Bälde verlassen, um mir im schönen Italien eine neue Heimat zu gründen! Mein Kopf, mehr noch mein Herz wollten das nicht fassen; ich muss auf dieser unserer letzten Wegstrecke eine recht stille Reisegefährtin gewesen sein. Endlich kam Gersau in Sicht.

Richtig, da stand ja auch schon Mutter und winkte mit dem Sonnenschirm, und daneben stand – ich traute meinen Augen nicht –, war das Papa, dessen schmal gewordenes Gesicht unter dem grossen Panamahut beinahe verschwand, der ach so mager geworden war, dass die Kleider nur so an ihm zu hängen schienen? Schon von weitem sah ich, wie krank Vater war und dass die nicht unrecht hatten, die immer wieder zur Heimkehr geraten hatten. Durch verdoppelte Liebe wollte ich das Versäumte nachholen, das schwor ich mir noch im Augenblick, als ich das Schiff verliess. Ein finsterer, beinahe vorwurfsvoller Blick traf Alfredo, der mir eben warm die Hand drückte, gleich als wollte er mir sagen «Ich verstehe Deinen Kummer und will ihn Dir tragen helfen». «Wenn Du mir einen Gefallen tun willst, Fredo, so veranlasse Deinen Vater zum Schweigen in unserer Angelegenheit», war das letzte, was ich ihm zuflüsterte, ehe ich mich den Eltern in die Arme warf. In Vaters

Augen standen Tränen. «Ich habe Dich schwer vermisst, Kind», meinte er, «ich hoffe, dass Du nun bei mir bleibst, bis es mit mir zu Ende geht, es wird nicht lange mehr dauern». Das war ein trauriger Empfang, so hatte ich ihn mir nicht gedacht. Da auch Onkel eingesehen haben mochte, dass Aufregungen, auch wenn diese freudiger Art, dem kranken Bruder notwendig schaden müssten, machte er mir am späten Abend, als ich mit ihm vor dem Hotel Müller promenierte, den Vorschlag, mit der Mitteilung meiner Verlobung so lange zu warten, bis ich nach Hause in die alten Verhältnisse zurückgekehrt sei und mich überzeugt habe, dass alte Erinnerungen, die ich vielleicht begraben, vergessen gewähnt, auch wirklich begraben und vergessen seien. «Prüfe Dich, mein Kind», meinte er gütig, «ob Deine Liebe zu meinem Jungen gross genug ist, um seinetwegen alles aufzugeben, was Dir seither lieb und teuer war.» Dabei sah er mir tief in die Augen, und mir schien, als kenne er sich besser in mir aus als ich selber, als ahne er, was für Kämpfe mein Inneres bewegten. «Glaube mir, Alwine», fuhr er fort, «nur eine mächtige, allgewaltige Liebe ist imstande, das Opfer aufzuwägen, das Du bringst, indem Du die Heimat, das Vaterland und alles, was damit zusammenhängt, aufgibst. Versuche nun, in der nächsten Zeit Dir klar zu werden, ob ein Leben ohne ihn, den Du zu lieben wähnst, für Dich noch denkbar ist, und wenn Du zur Erkenntnis gekommen bist, dann schreibe mir hierher aufrichtig, ehrlich und wahr das Resultat Deiner Prüfung.» Ich ahnte, dass ihm meine Entscheidung je nachdem eine grosse Freude und Genugtuung oder aber eine bittere Enttäuschung bringen müsse, und doch legte er sie in meine Hand.

Nach drei zusammen verlebten schönen Tagen in Gersau kehrten Mutter, Alfredo und ich am vierten dann nach Wohlen zurück, während die beiden Brüder dort verblieben. Neugierigen Blickes musterten mich die Geschwister bei meiner Ankunft im Bahnhof Wohlen. Ich musste mich, namentlich, was meine äussere Erscheinung anbetrifft, doch wohl etwas verändert haben, trug ich doch ein fesches Reise costume, ein flott sitzendes Herrenfilzhütchen dazu, ein bis zur Nasenspitze reichendes Tüllschleierchen, und an den Füssen hatte ich feine

spitze Stiefeletten mit hohen Absätzen, auf die ich mir nicht wenig einbildete. Abgeschmackt war mein Kauderwelsch, halb Französisch, halb Italienisch, manchmal auch Deutsch daruntergemengt, aber ich fand es gar zu schön, mit drei Sprachen gleichsam zu jonglieren.

Das Einleben in die alt gewohnten Verhältnisse wurde mir weniger schwer, als ich nach dem Schlaraffenleben, das ich durch volle sechs Monate geführt, erwartet hatte, schwerer fiel mir die Beteiligung an den Hausgeschäften, denen ich im Stillen abgeschworen hatte. Ich seufzte, sooft Mutter mich von meinem Buch wegrief oder mich vom Klavier wegholte.

Alfredo hielt sich zurück. Er wollte mir wohl Zeit lassen, um mit mir ins Reine zu kommen, denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, dass in meinen Gefühlen für ihn ein Wechsel eingetreten war, seitdem ich Schweizer Boden unter den Füßen hatte und Heimatluft atmete.

Meine Mutter, der ich anvertraut hatte, dass die Verwandten in Florenz mich gerne als Tochter bei sich behalten hätten, machte ein merkwürdiges Gesicht und meinte, sie könne das nicht verstehen, denn Alberto sei bei all seiner Schönheit ein Lebemann, der mit seinen Schulden den Vater ins Grab bringe, und Fredo sei ein Kind. Auch Schwester Fanny, die ich ins Vertrauen zog, lachte mir ins Gesicht und meinte, der Bräutigam könnte beinahe noch ein Kindermädchen gebrauchen.

Da hatte ich nun die Bescherung. Gott, um meine Liebe war es schlecht bestellt, hielt sie doch nicht einmal dem ersten Ansturm stand, und je mehr der Zauber wich, den Florenz und das dortige Leben auf mich ausgeübt hatten, desto näher fühlte ich mich wieder der Heimat, den heimischen Sitten und Gebräuchen. Als nun eines Abends der Vetter nochmals die Frage tat, ob ich ihn lieb genug habe, um ihm in sein Heimatland zu folgen, antwortete ich mit einem klaren, deutlichen Nein.

Ich wollte ihm erklären, wie alles gekommen, warum ich so und nicht anders handeln müsse; er verbat sich jede Auseinandersetzung

mit dem Bemerken, dass das keinen Wert habe und dass er gleich am folgenden Tag Wohlen verlassen werde, um die Enttäuschung, den Schmerz und seine betrogene Liebe besser zu verwinden. Totenblass war der liebe Junge, als er am anderen Morgen reisefertig vor mir stand und mir die Hand zum Abschied bot. «Cousine, Sie haben mich auf dem Gewissen», meinte er, halb scherzend, halb vorwurfsvoll, «möge Ihnen Glück daraus erblühen!» Sprachs, wandte sich und ging. Er reiste nach Dresden. Ich hab' ihn nie wiedergesehen.

Mir blieb nun die schmerzliche Pflicht, Onkel und Tante den Sachverhalt zu schildern; ich tat es gewissenhaft, indem ich alle und jede Schuld auf meine Schultern nahm. Die liebevollen Antwortschreiben, die ich von den hochherzigen, vornehm und edel denkenden Verwandten erhielt, gaben mir meine Seelenruhe wieder, oft aber ist mir in meinem späteren Leben, als Enttäuschungen aller Art, Kummer und Sorgen über mich hereinbrachen, die Frage gekommen, ob alles das nicht die Sühne sei für das an meinem Vetter begangene Unrecht?

Alfredo, der später eine junge Florentinerin geheiratet hat, in der Ehe aber kein Glück gefunden hatte, starb schon in seinem 41. Lebensjahr an den Folgen eines schweren Herzleidens.

Vaters Krankheit und sein Tod

Vierzehn Tage nach uns kehrten auch Vater und Onkel aus Gersau zurück. Onkel, lieb und gut wie gewohnt, sprach mit mir kein Wort mehr über die Entlobung, ich aber hatte ihm gegenüber, dem ich die Monate lang mir erwiesene Gastfreundschaft so übel gelohnt, ein schlechtes Gewissen.

Seinem Bemühen war es gelungen, Vater zu bewegen, eine Konsultation bei einem bekannten Professor nachzusuchen. Wir haben nie erfahren, was deren Ergebnis war, wussten nur, dass Vater gleich im August in Weissenburg, Kt. Bern, wo er 20 Jahre zuvor, als sein Lungenleiden im Anfangsstadium sich befand, schon einmal eine Kur und

zwar mit günstigem Erfolg gebraucht hatte, zur Ausheilung der Lungen einen längeren Aufenthalt nehmen müsse. Es gab ein schweres Abschiednehmen, als die Brüder sich in den ersten Augusttagen trennten, Vater nun in Bruder Oscars Begleitung in sein Exil, wie er Weissenburg nannte, abzureisen und Onkel Leodigar nun die Heimreise nach Italien anzutreten. Sie sollten sich nicht mehr wiedersehen.

Die Weissenburger Kur hat mit der für Herzleidende so bekannten «Nauheimer» das gemeinsam, dass sie, im Anfangsstadium der betreffenden Krankheiten gebraucht, Wunder wirkt, während sie in den letzten Stadien geradezu todfördernd sein kann. So war es nun bei Vater, schon nach acht Tagen musste er einsehen, dass die Heilquelle zu stark für ihn sei und dass er besser daran tue, heimzukehren. Ein schon auf der Rückreise aufgegebenes Telegramm erbat den Wagen nach Aarau, und kränker, viel kränker als er fortgegangen, kehrte er zu uns zurück. Es kam nun eine schwere Zeit für uns alle, vorab für den schwerkranken Patienten, eine Zeit, die für mich gleichsam den Übergang bildete von dem seither geführten, vom Glück begünstigten, dem Genuss geweihten Leben zu dem mir vom Schicksal bestimmten Leben des Sorgens, des Kummers, dem ich entgegenging, freilich ohne es zu ahnen. Tag und Nacht bedurfte Vater, der von Tag zu Tag schwächer wurde, unserer Pflege. Mehr als sein physisches Leiden waren es die seelischen Qualen, die ihn peinigten, denn es gab Stunden, in denen allen Schmerzen, jeder Schwäche zum Trotz der Lebenshunger ihn ergriff, wo er mit dem Schicksal haderte, das ihn, der noch keineswegs ein Greis war, trotz der silberweissen Haare, aus dem Familienkreis heraus, aus einem reich gesegneten Wirkungskreis hinweg auf das Siechbett zwang, zu einer Krankheit verdamnte, die für ihn den baldigen Tod bedeutete. Sehr oft sprach er mit mir in den langen, bangen, schlaflosen Nächten, die ich abwechselnd mit ihm durchwachte, von dem allem, sprach mit mir davon, was er alles noch erstrebt, erhofft, gewünscht hätte, und unterliess auch nicht, mich als seine Älteste darauf aufmerksam zu machen, dass ich, nun bereits 21 Jahre alt, nicht zögern dürfe, schon meiner Familie wegen, die Hand eines

reifen, tüchtigen Mannes zu ergreifen, wenn sich mir eine solche bieten sollte. Und immer wieder sorgte er sich um unsere Zukunft, trotzdem er materiell ja glänzend für uns gesorgt hatte.

In den letzten Wochen seines Martyriums, als Bangigkeit und Atemnot sich den anderen Leiden zugesellten, als er nur mit der grössten Anstrengung den Schleim, den die kranken Lungen absonderten, aus der rasselnden Brust hervorbrachte, nahmen seine Augen manchmal einen geängstigten und hilfeschreitenden Ausdruck an, der uns, den Umstehenden zu sagen schien: «So helft mir doch, und wenn Ihr mir nicht helfen könnt, gebt mir den Tod.» Und wir mussten daneben stehen, die qualvollen Leiden mit ansehen, ohne auch nur die geringste Linderung schaffen zu können. Das waren Stunden, die sich mit ehe-rem Griffel auf die noch weissen Blätter meines Lebensbuches schrieben, Stunden, in denen mir eine Ahnung aufging von dem Schweren, das das Leben wohl einem jeden bringt, in denen mir mein seither geführtes ziel- und zweckloses Leben wie ein einziges Unrecht vorkam. Es galt, vieles gut zu machen.

In den letzten Tagen des Septembers war Tante Lisette gekommen, um uns in der Krankenpflege zu unterstützen. Es war am 27., einem klaren, wolkenlosen Frühherbstnachmittag, Schwester Fanny und ich hatten uns eben fertig gemacht, um in der frischen Luft einen kleinen Spaziergang zu unternehmen, als aus Vaters Zimmer die Klingel ertönte. Wir fanden den Kranken hoch aufgerichtet in den Kissen, von Tantes Arm unterstützt, nach Atem ringen.

Es war ein heftigerer Anfall als all die Tage zuvor, und Vetter Doktor, der bald zur Stelle war, verordnete Durchzug. Rasch wurden Fenster und Türen geöffnet, dem Kranken, der immer schwerer atmend angstvoll um sich sah, Luft zugefächelt, Einspritzungen gemacht. Es war umsonst. Die Lungen hielten die Anstrengung nicht mehr aus, und nach qualvollen Minuten, von denen jede einzelne Stundendauer zu haben schien, die Turmuhr wies eben auf fünf, schloss Vater, nachdem er uns alle, die wir das Bett umstanden, mit einem Blick voll grenzenloser Liebe umfasst hatte, die Augen, um sie nie wieder zu öffnen.

Ich ging hinüber in mein Zimmer, denn ich musste allein sein. Als ich nun, am Fenster stehend, über den in herbstlicher Schönheit prangenden Garten hinweg einem Zug Wandervogel nachsah, der eben über die Kirche hinwegflog, dachte ich an Papa, dessen Seele, von all der Erdschwere befreit, himmelwärts, der ewigen Heimat entgegen fliegen mochte. Der Gedanke, dass der Geist, dessen sterbliche Hülle drüben lag, kalt, steif und unbeweglich, nun eingehen werde in das Reich der Seligen, das denen verheissen ist, die da Leid tragen, gab mir Ruhe, und ein Tränenstrom schuf mir Erleichterung.

Dieser erste Todesfall in der Familie warf tiefe Schatten auf mein seither so sorgloses Leben. Wohl gelang es der Allheilerin Zeit, die Trauer um den heimgegangenen besten Vater zu mildern, Lebensfreude und Lebenslust kehrten wieder, aber mein seither kindlich frohes Lachen klang, selbst in den heitersten Momenten anders, um einen ganzen Ton tiefer denn seither. Das grosse Rätsel vom Sterben, an dem jedes herumdeutelt, das je am Sterbebett eines geliebten Wesens gestanden hat, hatte sich nun auch mir geoffenbart, hatte mir den Bodensatz im Becher des Lebens gezeigt. Er schmeckte bitter. Mein Vater starb im nicht vollendeten 50. Jahr eines arbeitsreichen Lebens. Er starb mit der philosophischen Ruhe eines wahrhaft weisen Mannes.

Zwei Tage nach seinem Ableben trugen wir ihn zu Grabe. Das kolossale Geleite zu seiner letzten Ruhestatt war der Beweis für die Verehrung und Liebe, die er in allen Kreisen der Bevölkerung genossen hatte.

Traurig, öde und leer erschien uns das Haus, in dem er nicht mehr weilte, allein und verlassen kamen wir uns vor. Es war ein Glück, dass der Oktober eine fast ununterbrochene Reihe schöner, klarer Herbsttage brachte, die uns wochenlang den Aufenthalt im Garten gestatteten. Und als dann Mutter im November, einer Einladung nach Wildeggen folgend, Fanny und mir die Sorge um den Haushalt überliess, fanden wir in vermehrter Arbeit einige Ablenkung von unseren allzu traurigen Gedanken, unserem heimwehvollen Sehnen nach dem Verstorbenen.

Eines Sonntagnachmittags, als wir beide bei Vetter Doktors weilten, während unsere noch nicht salonreife Jüngste bei Hause geblieben war, geschah es, dass Bruder Oscar von Wildegg aus mit einem der dortigen Vettern und einem daselbst zu Besuch weilenden Gast nach Wohlen kam. Pauline, die sich nicht zu helfen wusste, kam im Sturmschritt zu Doktors, um uns heimzuholen, sei doch einer da, der Deutsch spreche, den sie nicht verstehe, vor dem sie sich geniere.

Fanny, mein allzeit besonnenes, praktisches Schwesterlein, erklärte sofort, dass dieser Besuch sie nichts angehe, denn mir als der Ältesten liege die würdige Repräsentation des Hauses ob, ich möge ruhig meiner Pflicht genügen, sie bleibe, wo sie sei. So zog ich denn heimwärts, wenig erbaut von der Ankunft der Gäste, doch aber wohl erzogen genug, um meiner Stimmung Herr zu werden und den fremden



August Weckherlin,
Rechtsanwalt,
Stuttgart

deutschen Herrn zu begrüßen, wie es sich einem Wildegger Gaste gegenüber gebührte. Es war der Stuttgarter Jurist August Weckherlin, ein bildschöner Mann, von echt deutschem Typ und mit langem blondem Vollbart, tiefen, seelenvollen blauen Augen. Seine lebhaften Schilderungen vom Deutsch-Französischen Krieg, den er als Fähnrich erst, dann als Leutnant mitgemacht hatte, erweckten mein ganzes Interesse, während er meinen Erzählungen über meinen Florentiner Aufenthalt mit grosser Aufmerksamkeit zu lauschen schien. Nach eingenommenem Abendbrot schieden die Gäste wieder.

Der blonde Deutsche behauptete später einmal, dass der Händedruck, den er mir beim Abschied gegeben habe, unerwidert geblieben sei. Es muss ein leichter Druck gewesen sein, denn ich habe ihn nicht empfunden, hatte ihn aber dem Fremdling wohl auch kaum erwidert.

Weihnachten brachte traurige Erinnerungstage, kommt einem doch nie ein erlittener Verlust, die Lücke, die der Tod gerissen, mehr zum Bewusstsein, als zu solch festlicher Zeit. Stille Monate folgten.

Als dann aber der Frühling ins Land zog, die warmen Sonnenstrahlen das erste Grün aus dem Boden hervorlockten, Bäume und Sträucher Knospen trieben, neues Leben in der Natur erwachte, ging ich nach Wildegg zu den Verwandten und Freunden, die mir mit ihrer stillen Teilnahme so unendlich wohl taten. Sie verstanden meinen Schmerz um den besten Vater und teilten ihn, denn auch Onkel und Tante betrauertem fort und fort ihren Freund und Schwager auf das innigste.

Bei Doktor Amslers verkehrte ich täglich und verlebte im anregenden Gespräch mit der Freundin und deren Bruder Gerold, der eben seinen Doktor gemacht und zur Erholung auch bei Hause weilte, schöne Stunden.

Als die für meinen Besuch in Wildegg festgesetzte Zeit ihrem Ende entgegen ging, kam eines schönen Morgens Schwester Fanny, die Wohlen schon mit dem Frühzug verlassen hatte, zu mir ins Zimmer gestürzt und rief, einen Brief hin und her schwenkend: «Jetzt gilts ernst, Alte, jetzt wird geheiratet.» Als ich, ihr einen bitterbösen Blick zuwerfend, erwiderte, sie solle sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, nicht um die meinen, lachte sie mir spöttisch ins Gesicht und verliess, den Brief auf die Bettdecke schleudernd, das Zimmer, um mit den Vettern, die inzwischen auch munter geworden waren, zu frühstücken. Nun trieb mich aber die gewiss verzeihliche Neugierde, das vor mir liegende Schreiben endlich zu erbrechen und seinen Inhalt zu ergründen. Es war eine in aller Form an Mutter gerichtete Bitte um meine Hand von jenem blonden Deutschen, mit dem ich im November ein paar Nachmittagsstunden verplaudert hatte.

Gab es also doch eine Liebe auf den ersten Blick? Dann war es eine einseitige, denn ich meinerseits empfand keine der Liebe verwandte Gefühle für diesen Bewerber um meine Hand, wenn ich auch seinen äusseren Vorzügen volle Gerechtigkeit widerfahren liess und mich geschmeichelt fühlte, dass unter vielen Mädchen, die er kennen mochte, seine Wahl gerade auf mich gefallen war.

Eigentlich war mir bei der Lektüre des kurzen und doch so inhaltwichtigen Briefes mehr ums Weinen zu tun als ums Lachen, denn ich

ärgerte mich über die Selbstverständlichkeit, mit welcher Mutter und Schwester anzunehmen schienen, dass ich nun ohne weiteres «Ja und Amen» zu dem Heiratsantrag sagen würde. So eilig aber hatte ich es nicht, meine zweiundzwanzig Jahre drückten mich durchaus nicht, und meine Lust, unter die Haube zu kommen, war nicht gross genug, mich einem ungeliebten Bewerber, und wenn er noch tausend und mehr Vorzüge aufzuweisen hätte, an den Hals zu werfen. Die Sache wollte beschlafen sein. Am anderen Tag besprach ich die Angelegenheit mit den Freunden. Während Anna das Heiratsprojekt nach allen Seiten hin mit mir erörterte, schwieg der Freund sich gänzlich aus. Es kam mir vor, als ob diese für mich so wichtige Sache ihn vollständig kalt lasse. Meine Verwandten aber berieten mich in zustimmendem Sinne, und es kam mir bereits damals der Gedanke, dass Ehen nicht allein im Himmel, sondern hin und wieder auch in Wildegg wohl nicht geschlossen, doch aber eingeleitet würden. Schweren Herzens und ganz unentschlossen kehrte ich nach Hause zurück. Ungeduldig frug mich meine Mutter, was ich denn an dem doch gewiss in jeder Hinsicht begehrenswerten Bewerber auszusetzen habe. Dass wir uns eigentlich gegenseitig noch beinahe gar nicht kannten, schien ihr kein Grund, den ehrenden Antrag abzulehnen, und so schrieb sie noch am selben Abend an Herrn W., dass ich wünschte, in brieflichen Verkehr mit ihm zu treten, damit wir uns durch einen solchen besser kennen lernten, bis ihm die Zeit es gestatte, selbst nach Wohlen zu kommen, was für die Pfingsttage geplant war.

Wie sehr staunte ich, als schon gleich am Tag nach meiner Rückkehr Gerold⁴⁶ uns besuchen kam. Er schien verlegen, meinte, dass er lange schon die Absicht gehabt, meinen Freund Dr. Müller⁴⁷ – meinen späteren Schwager – zu besuchen und sich bei der Gelegenheit von meiner glücklich erfolgten Ankunft bei Hause habe überzeugen wollen. Er blieb nur kurze Zeit. Beim Scheiden überreichte er mir einen Brief mit dem Bemerken, dass er von der Schwester sei. Es war aber

⁴⁶ Gerold: Gerold Amsler, s. Anmerkung 24, Seite 36.

⁴⁷ Dr. Müller: Dr. med. Roman Müller (1852–1943).

seine, des Freundes Handschrift, wie ich mich beim Entfalten desselben überzeugte. Das Schreiben enthielt das Geständnis seiner Liebe, mit dem er nicht eher habe hervortreten wollen, als bis die Trauerzeit herum. Nun zwingen ihn aber die Verhältnisse, sich zu offenbaren, solange es noch Zeit sei.

«Opfere dein junges Leben nicht aus Rücksichten für deine Familie», schrieb er, «und wenn du den fremden Bewerber um deine Hand nicht mehr liebst als mich, den du kennst von Jugend auf, dann bitte willige in keine übereilte Verlobung, lass dich nicht zu einem unbedachten Schritt hinreissen. Zwei kurze Jahre noch, dann bin ich fertig mit allen Studien und kann einen Teil von Vaters grosser Praxis übernehmen und uns ein Heim gründen, ein sonniges, frohes am schönen Aarestrand, in unserem Wildegg, das ja auch dir bereits zur Heimat geworden ist, und in meiner unbegrenzten Liebe sollst du Entschädigung finden für dein geduldig Warten und Harren.» Aufjubeln hätte ich mögen beim Lesen dieser schönen Worte, die mich eine so glückliche Zukunft ahnen liessen, eine Zukunft, die mir ein Leben verhies nicht von äusserem Glanz, aber von innerer Glückseligkeit, denn war es nicht schon alles wert, sich geborgen zu wissen in einem Familienkreis, wie es der Dr. Amslersche war?

Noch einmal bot mir das Schicksal die Hand, noch einmal hätte ich Gelegenheit gehabt, mein Lebensschifflein mit mutiger Hand fest zu steuern – ich war zu fein und liess das Ruder meiner Hand entgleiten. Kein Wunder, dass der Sturmwind in der Folge sein Spiel mit ihm trieb und es sich steuerlos all seinen Tücken preisgegeben sah.

Mutter war wenig erbaut von Gerolds Antrag, sie ahnte wohl Komplikationen, die nun entstehen würden und zieh mich des Leichtsinns und der Gefallsucht, verlangte, dass ich sofort abschreiben sollte, meinen Korb dem Freunde gegenüber damit begründend, dass die Würfel gefallen seien, indem bereits ein in gewissem Sinne bindender Brief an Herrn W. abgegangen sei. Das entsprach nun freilich der Wahrheit, nur mit dem Unterschied, dass ich nichts von des Freundes Gefühlen für mich wusste, als ich jenen Brief abgehen liess. Es nützte nichts,

dass ich beteuerte, es könne doch gar keine Frage sein, dass der Jugendfreund mir näher stehe als jener fremde Bewerber; ich hätte A gesagt, hiess es, und müsse nun auch B sagen, zumindest den brieflichen Verkehr aufrechterhalten, etc.

Aus diesem grossen Dilemma fand ich keinen Ausweg, und da ich es nicht über mich brachte, Gerold durch eine direkte Abweisung zu kränken, begann ich ein Doppelspiel, das meinem Charakter keine Ehre machte und durch das späterhin ich der Freundschaft der von mir so hoch geschätzten Familie Amsler verlustig ging. Ich teilte meinen Freunden zwar offen und ehrlich mit, dass ich mein Wort gegeben hätte, Herrn W. näher kennen lernen zu wollen und deshalb mit ihm in Korrespondenz getreten sei, dass ich ihm, dem Freund, es sofort schreiben werde, wenn ich merke, dass wir nicht zusammenpassen, denn mein Herz habe bis heute noch nicht gesprochen, und so möge er sich noch ein Weilchen gedulden, bis ich ihm eine, wie ich fest hoffe, günstige Antwort geben könne.

Nun fiel in diese Wochen ein Familienfest der Verwandten in Wildegg – was es war, weiss ich nicht mehr –, zu dem wir alle eingeladen waren. Da ausser den Amslers keine weiteren Gäste erwartet wurden und da Onkel und Tante auf unsere Anwesenheit dabei ein besonderes Gewicht zu legen schienen, sagten wir trotz unserer Trauer zu. Mit gemischten Gefühlen sah ich dem Tag und dem Wiedersehen mit Gerold entgegen. Er sass bei Tisch nicht wie sonst bei solchen Anlässen an meiner Seite, sondern mir direkt gegenüber, und als wir nach dem opulenten Mittagessen uns lustwandelnd im Garten ergingen, gelang es ihm, uns zwei zu isolieren und mich im grossen Tannenrondell festzuhalten. Seine Augen hielten mich gebannt, ich habe nicht entrinnen können, immer tiefer senkten sie sich in die meinen, und wenn er mich jetzt an sich gerissen hätte, um mich nie wieder loszulassen, so wäre der Würfel ins Rollen gekommen und mein Schicksal hätte sich entschieden. Er war aber wohl zu gewissenhaft, um die Situation auszunutzen, und als ich mich plötzlich von Tante Lisette rufen hörte, wich der Zauber, und ich sprang davon. Beinah hätte ich diese umgerannt,

als ich aus dem Rondell stürzend die steile Anhöhe herunter dem Hause zu eilen wollte. Ein missbilligender Blick strafte mein vor Hitze und Aufregung glühendes Gesicht, und ihr Ton klang wenig ermunternd, als sie mich in Onkels Zimmer wies, worin dieser mich erwarte, um eine Sache von Wichtigkeit mit mir zu besprechen. Ich ahnte nichts Gutes. Wie sehr aber erschrak ich, als ich nicht nur den Onkel, sondern auch meine Mutter meiner harrend fand.

«Setze dich zu uns, Alwine», begann dieser, «und höre an, was ich dir als naher Verwandter und als Freund deiner Eltern zu sagen habe. Deine gute Mutter zeih dich der Herzlosigkeit und der Gefallsucht, und ich selbst habe mich heute bei Tisch über dich geärgert, als ich bemerkte, mit welch süßen Augen du deinen Jugendfreund betrachtetest. Ist das recht, ist das erlaubt von einem Mädchen, das ihr Wort bereits einem anderen gegeben hat?» – «Nein, das habe ich nicht», wagte ich einzuwenden, doch Onkel fuhr fort, ohne Notiz von meiner Unterbrechung zu nehmen, mir einen Spiegel vorzuhalten, aus dem heraus mich eine verzerrte Fratze angrinste, das war nicht ich, denn ob ich auch meine Fehler nicht unterschätze, wusste ich doch, dass alles, was er mir vorhielt, zumindest übertrieben war. Meine reine, ideale, schöne Liebe zu Walter wurde mir vorgeworfen, als ob sie ein Verbrechen gewesen wäre, meine Verlobung mit Vetter Fredo, die jedoch nur das Ergebnis der Verhältnisse war, wurde zu einem leichtsinnigen, tadelswerten Dummmädchenstreich degradiert. Ich weinte, aber nicht etwa aus Zerknirschung, sondern – ehrlich will ich das gestehen – aus Wut. Der sonst so gütige Oheim kehrte sich nicht daran, er fuhr fort, mich darauf hinzuweisen, dass ich in wenigen Tagen meinen 22. Geburtstag feiern würde und es nun Zeit sei, die Kinderschuhe endgültig auszutreten und den Ernst des Lebens ins Auge zu fassen.

«Du bist die älteste von vier Geschwistern», meinte er, «deine Mutter hat viele Schwierigkeiten mit den Geschäftsteilhabern deines Vaters, die sie zu schmälern versuchen, wo immer das möglich ist, und es täte not, dass ein Mann in die Familie käme, der ihr in all solchen Sachen mit seinem Rat an der Seite stünde. Ein solcher Mann ist der,

mit dem du in Korrespondenz stehst, den in Bälde als Neffen zu begrüßen ich stolz sein werde.» Hier hielt er ein paar Augenblicke inne und sah mir forschend ins Gesicht, wohl, um die Wirkung seiner Worte zu konstatieren; als er bemerkte, dass sie mich kalt und ungerührt liessen, zog er stärkere Register auf.

«Erinnerst du dich nicht mehr, Kind», fuhr er fort, «wie sehr die Sorge um deine Zukunft auf deinem leidenden Vater gelegen, wie oft er den Wunsch geäussert hat, dich vor seinem Sterben an der Seite eines fertigen Mannes geborgen zu wissen? Du hast ihm diesen Wunsch nicht erfüllen können, aber jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo du das Andenken deines edlen Vaters ehren kannst, indem du seinen Wunsch erfüllst. Es ist nicht leicht anzunehmen, dass sich dir in deinem Leben noch einmal die Chance bietet, einem Mann zu begegnen von so viel innern und äussern Vorzügen, wie sie unserm Freunde Weckherlin eignen. Über deines Jugendgenossen Gerold Charaktereigenschaften auch nur ein Wort zu verlieren, wäre verlorene Liebesmüh, wissen wir doch alle, dass diese über alles Lob erhaben sind, aber der junge Mann ist noch lange nicht fertig mit seinem Studium, denn wenn dieses im Zeitraum von zwei Jahren auch sein Ende erreicht hat, so erfordert sein Beruf, wenn er sich nicht als unfertiger Arzt niederlassen will, eine mehrjährige Assistententätigkeit an grösseren Krankenhäusern da und dort. In deiner Macht liegt es nun, da er dir einen Antrag gestellt hat, ihn an dieser Tätigkeit zu hindern, ob zu seinem Heil, das frage dich selbst. Und noch ein anderer wichtiger Faktor muss in Erwägung gezogen werden: Gerold ist Protestant, Herr Weckherlin von deiner Konfession.»

«Und dies ist die Hauptsache, Alwine», unterbrach Mutter Onkels Redestrom, «und ich erkläre dir hiermit auf das Bestimmteste, dass ich niemals, hörst du, niemals meine Einwilligung zu einer Eheschliessung mit einem Andersgläubigen geben werde. Merke dir das und richte dich danach.» Das war deutlich gesprochen. Mir wurde angst und bange. Das alttestamentarische Sprichwort vom Segen des Vaters und vom Fluch der Mutter kam mir in den Sinn.

Das stärkste Register war damit aufgezogen worden, der Zweck war erreicht. Ich war mürbe und zu allem Tun bereit und versprach Müttern sowohl als dem Onkel, dem Jugendfreund und seiner Bewerbung endgültig zu entsagen und meine Gedanken nach Stuttgart zu richten.

Die Unterredung, die ich hier nur zum kleineren Teil wiedergebe, hatte lange gedauert, und als wir endlich zur übrigen Gesellschaft zurückkehrten, hatten die Amslers sich bereits empfohlen, und auch unser Wagen wurde bestellt für die Heimfahrt.

Die Schwestern neckten mich auf der Rückfahrt nach Wohlen und wollten wissen, was denn im Geheimkabinett des Oheims verhandelt worden sei, und die stets schlagfertige Fanny meinte, dass, wenn sie mal ans Heiraten komme, sie sich nicht so viel und von allen Seiten darein sprechen lasse. Ich sei ein Huhn und hätte keinen Schneid.

In der Nacht, die diesem ereignisreichen Tage folgte, fand ich wenig Ruh. Immer wieder sah ich Gerolds Augen auf mir ruhen mit einem Blick voll Trauer. Ich empfand deutlich, dass es nun vorbei sein würde mit meinem freundschaftlichen Verkehr in der Familie Amsler, denn nun würde wohl auch in diesem Fall das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, d. h. ich allein verantwortlich gemacht werden für eine Handlung, die unter den obwaltenden Umständen eine doch verzeihliche war. Wahr ist, dass ich auch für Gerold nicht jene leidenschaftliche, alles überwältigende Liebe besass, von der es heisst, dass sie Berge versetzen und Täler ausfüllen könne, aber ich liebte ihn so, wie man etwas Schönes und Gutes, etwas Vollkommenes, möchte ich beinahe sagen, liebt, und ich weiss, dass ein Leben an seiner Seite vielleicht die besseren Seiten in mir zum Klingen gebracht haben würde.

Und es kam so, wie ich geahnt. Auf meinen offenen Brief, in welchem ich meinem Freund die Lage auseinandersetzte, bekam ich eine kurze Antwort mit der Schlussbemerkung, dass er mir nicht zürne, mir alles Gute wünsche für die Zukunft, dass er aber einer nochmaligen Begegnung mit mir vor meiner Verheiratung aus dem Wege gehen werde. Ich habe ihn von Angesicht zu Angesicht in bald vierzig Jahren

nicht wiedergesehen, trotz der vielen Besuche, dich ich während dieser Zeit in Wildegg abgestattet habe.

Am 20. Mai 1877 verlobte ich mich mit dem Rechtsanwalt August Weckherlin von Stuttgart, und am 29. Oktober desselben Jahres folgte ich ihm zum Traualtar.

Unsere Hochzeit fand im Beisein eines grossen Verwandten- und Freundeskreises mit allem Zeremoniell unserer Kirche im schönen Konstanzer Münster statt.

Nachwort

Die beiden letzten lapidaren Sätze des Manuskripts über ihre Verlobung und Hochzeit im kargen Nachrichtenstil sagen in ihrer unbarmherzigen Kürze mehr aus als ein Klagelied über das, was die Zeit zwischen 1877 und dem Datum der Aufzeichnung der Erinnerungen gebracht hatte. Der Leser denkt unwillkürlich an den letzten Satz der Einleitung zurück, an Alwines Hinweis, die Blätter mögen zeigen, wie die Mutter und Grossmutter war, «bevor der Sturm des Lebens... alle stolzen Luftschlösser in Trauer gelegt hat». Diese erzwungene Ehe konnte nicht glücklich werden; bereits 1889 starb August Weckherlin mit 40 Jahren. 1880 wurde als einziges Kind der Sohn Alfred, der Musiker wurde, geboren (1880–1959). Die zweite Ehe mit Hermann Liebler blieb kinderlos.

Die dramatische Szene in Wildegg, in der Alwine das Ja zu einer Verbindung mit August Weckherlin, den sie ja gar nicht kannte, abgetrotzt wird, macht den Leser betroffen und drängt die Frage auf, ob dieser Zwang, mit allen erdenklichen Argumenten von Onkel und Mutter ausgeübt, einen Sonderfall von Herzlosigkeit darstellt. Untersuchungen zu vergleichbaren Fällen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigen, dass das Verhalten, wie es Alwine schildert, im Kontext der damaligen Auffassung über die Ehe, gerade in wohlhabenden Kreisen, gesehen werden



Grab in Stuttgart
August Weckherlin 1849–1889
Hermann Liebler 1855–1922
Alwine Liebler 1855–1929

muss¹. Die Ausbildung der Oberschichttöchter zielte auf eine standesgemässe Vorbereitung auf die Ehe ab und keinesfalls auf irgend eine berufliche Tätigkeit. Eine gewisse allgemeine Bildung wurde angestrebt, die für die Repräsentation wichtig war. Sprachkenntnisse und musikalische Ausbildung – vornehmlich Klavier – gehörten zum Kanon. Eine junge Frau blieb bis zur Heirat «Tochter des Hauses». Oft mussten Heiraten geschäftlichen Zwecken dienen; die materielle Absicherung spielte eine ausschlaggebende Rolle. Beruf, Vermögen und Prestige bestimmten die Partnerwahl und diese erfolgte nach der Familienstrategie, wie in unserem Beispiel durch die Familie Isler, die den Partner «vermittelte». Gegenseitige Liebe und Zuneigung waren Nebensache.

Alwines Schicksal entspricht genau diesem geschilderten Muster. Dass der Druck so hart und gnadenlos erfolgte, mag damit zusammenhängen, dass Vater Josef Bruggisser nicht mehr lebte. Man wollte die älteste Tochter «versorgt» wissen. Typisch für das «politische» Freiämter Klima der damaligen Zeit ist auch die Tatsache, dass die Mutter mit Vehemenz betont, dass sie nur einer Ehe mit einem Katholiken zustimmen wolle. Dabei war Alwine nach dem Willen ihres Vaters in liberalem Geist und im protestantischen Aarauer Milieu erzogen worden. Bei ihrer Schwester Fanny «wollte die Mutter zu Worte kommen und bestand darauf», dass diese in einem katholischen Kloster ihre weitere Ausbildung erhalten müsse. Wäre wohl zu Lebzeiten des Vaters anders entschieden worden? Die feinfühligste, lebensfrohe junge Alwine, die, wie die Darstellung ihrer Erinnerung zeigt, zur starken Gefühlen fähig war, hat bestimmt anders gedacht, aber ein Ausbruch aus der familiären Bindung war für sie und damals überhaupt nicht denkbar. Es blieb nur der Gehorsam. Dass dann Nostalgie ihre Jugendzeit vergoldete, ist nur zu verständlich.

¹ Hier sei auf zwei sehr aufschlussreiche Arbeiten neuesten Datums hingewiesen: SARAH BRIAN, «Hausfrau, Gastgeberin und Wohltäterin. Frauen der Badener Oberschicht um die Jahrhundertwende.» In «Badener Neujahrsblätter», 2001, und BÉATRICE KÜNG, «Nei, nei mir Fründ! So komod wirsches wohl nit übercho.» JOSEPHINE PFEIFFER und AUGUSTIN KELLER, «Ein Brautpaar und seine gegenseitigen Erwartungen im Hinblick auf die Ehe (1826–1832).» In «Argovia», 2000, Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Band 112.

Im Sommer 1916 begann Alwine Liebler in Stuttgart ein Kriegstagebuch zu führen, wiederum gedacht für ihre Enkel. In der Einleitung des 119 Seiten starken Manuskripts, das die Zeit bis zum Kriegsende umfasst, schreibt sie: «Vor einem Jahr war es, dass ich, meine schönen Jugendträume noch einmal träumend, jene Aufzeichnungen niedergeschrieben habe, die Euch, meinen Enkeln Hans und Wolfgang, schildern sollen, wie Eure Grossmutter in ihren Jugendjahren gedacht und gefühlt, was für einzig schöne Zeiten sie in ihrem alten Heimatdorf im lieben Schweizerland erlebt hat.» Sie hält dann fest, sie sei trotz bald 40-jährigen Aufenthaltes im Deutschen Reich im Innersten des Herzens dem angestammten schweizerischen Vaterland treu geblieben. Dass sie ihrer alt gewordenen Mutter nichts nachtrug, zeigt der Eintrag vom 23. Dezember 1916 (Mskr. S. 41/42):

«Als ich am 5. Dezember in der Heimat eintraf, fand ich meine liebe Mutter wohl noch am Leben, aber bereits im Zustand vollständiger Bewusstlosigkeit vor, sodass mich kein Blick des Erkennens mehr traf, kein liebes Wort von meiner Seite sie mehr erreichte. Vier Tage und vier Nächte dauerte dieser Zustand, ehe dann in der Morgenfrühe des 8. Dezember der Todesengel das letzte Leben von der Sterbenden Lippen küsste, ihre Seele hinweg trug, der ewigen Heimat zu.

Erst jetzt, erst heute, vier Wochen nach Mamas Abscheiden, komme ich zu mir selber: fühle die Grösse und Schwere des erlittenen Verlustes. Sie sei doch recht alt gewesen, meinen die Leute, wir hätten uns der Mutterliebe aussergewöhnlich lange erfreuen dürfen, trösten andere, einmal müsse geschieden werden, sagen dritte, als ob das an der Tatsache, dass das beste Mutterherz zu schlagen aufgehört, die Heimat, das Elternhaus, das mir durch 60 Jahre eine Stätte bedeutete, wohin ich flüchten konnte mit meinen Freuden und Leiden, Sorgen und Nöten, mir verloren gegangen, etwas änderte.»

Ein Jahr später, am 30. November 1917, denkt sie an den Jahrestag des Todes ihrer Mutter und notiert (Mskr. S. 83–85):

«In wenigen Tagen jährt es sich, dass meine innigst geliebte Mama von uns gegangen ist. Ein trauriger Gedenktag wird der 8. Dezember

zeitlebens für mich bleiben, denn mit dem Moment, wo sich die treuesten Mutteraugen zum ewigen Schlummer schlossen, bin ich auch der geliebten Heimat verlustig gegangen. Sie, die Verstorbene, war der Kitt, der uns drei so ganz verschieden geartete Geschwister zusammenhielt. Mit ihrem Ende haben sich die Bande vollends gelockert. So wie wir jetzt zusammen stehen, könnte ich mich niemals zu einem Besuch weder bei der Schwester noch beim Bruder entschliessen. Meine Schuld ist es nicht, das darf ich mit ruhigem Gewissen behaupten. Wenn ich jetzt manchmal eine freie Stunde für mich habe und ich mich gerne allem, was mit dem Krieg und der schweren Zeit, in der wir leben, entziehen möchte, blättere ich in alten Briefen, lese alte Tagebücher und werde dadurch froh und dankbar gestimmt. Wie gut ist es mir doch in den ersten zwanzig Jahren meines Lebens ergangen! Was für eine schöne, prächtige Jugendzeit habe ich gehabt! So schön und prächtig, dass mir noch in der Erinnerung daran das Herz von Dankbarkeit überfließt, wenn ich aller derer gedenke, die mitgewirkt haben, mir diese ersten Dezennien des Lebens zu so einzig schönen zu gestalten. Alles vergeht, alles kann einem genommen werden, die Erinnerung bleibt und verschönt das Leben und beglückt alte Leute! Sie ist, wie Jean Paul es richtig ausdrückt, ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.»

Einige Ergänzungen zur Familiengeschichte seien noch angefügt. Alwines Bruder Oskar wurde nach dem Tode seines Vaters Teilhaber der Firma, trat 1888 aus und gründete eine eigene, die sich bis zum Ersten Weltkrieg sehr gut entwickelte. 1896 wurde er als Vertreter der Freisinnigen Partei zum Gemeinderat gewählt und sogleich auch als Gemeindeammann. Er war der Nachfolger seines Cousins Robert (Sohn des Anton, 1846–96), der während einer Gemeinderatssitzung gestorben war. Als Ammann amtierte er von 1896 bis 1906, dann nochmals von 1910 bis 1911. Von 1901 bis 1904 war er Mitglied des Grossen Rates.

Leodegars Söhne in Florenz waren nicht vom Glück begünstigt. Sie sollten zusammen mit August und Jules, den Söhnen Anton Bruggis-

sers, die Geschäfte führen. Der Teilhaber August wurde 1894 unter nie ganz geklärten Umständen in Mailand ermordet; Jules hatte viel Geld durch unglückliche Spekulationen verloren, Alberto und Alfredo, der dem Alkohol verfiel, waren der Aufgabe nicht gewachsen. Wegen Unregelmässigkeiten in der Geschäftsführung wurden sie zusammen mit Jules 1896 zum Austritt aus der Firma gezwungen. Dr. med. Anton Bruggisser und seine Söhne Alfred und Traugott gründeten am 1. Juli 1899 eine neue Firma gleichen Namens. Florenz wurde als Filiale weitergeführt; 1912 wurde das Gut Poggio Casciano verkauft.

Dank

Ohne Unterstützung und Hilfe wäre die Publikation der Lebenserinnerungen von Alwine Bruggisser nicht möglich gewesen. Dankbar erwähne ich für Recherchen, Informationen und Bildmaterial Herrn Andreas Bruggisser, Bertschikon, Herrn Fred Isler, Wildegg, und Elfriede Weckherlin, Dillingen an der Donau. Unentbehrlich waren stets die Vermittlung von Kontakten und die kritische Begleitung des Projektes durch J. Rudolf Isler, Wohlen, ferner der technische Beistand bei der Transskription der Texte durch Martin Allemann, Muri.

Literatur

M. Bruggisser & Co., Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum, 1912
Beyli Friedrich, «Mitteilungen aus dem Stilleben und dem Haushalte der Gemeinde Wohlen», 1899–1904

Biographisches Lexikon des Kantons Aargau 1803–1957, Aarau, 1958
Bruggisser Kurt, «Schweizer der Florentiner Strohindustrie», NZZ vom 2./3. August 1980

Unveröffentlicht:

Bruggisser Silvio, «Geschichte der Firma M. Bruggisser & Co. AG, Wohlen»

Bruggisser Silvio, «Geschichte der Familie Bruggisser»

Verschiedene Aufzeichnungen von M. Traugott Bruggisser

